

---

# R·H·E·I·N·G·A·U

---

# F·O·R·U·M

---

Zeitschrift für Wein · Geschichte · Kultur



11. Jahrgang  
4/2002

ISSN 0942-4474

---

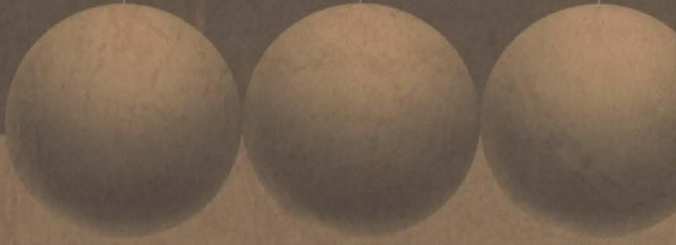
Herausgegeben von: Rheingauer Weinkonvent e.V.  
Gesellschaft zur Förderung der Rheingauer Heimatforschung e.V.  
Freundeskreis Kloster Eberbach e.V.

Verantwortlich: Professor Dr. Paul Claus, Nothgottesstraße 9, 65366 Geisenheim  
Dr. h.c. Josef Staab, Schloß Johannisberg, 65366 Geisenheim

---

# Das System

Ein System kommt in Bewegung. Als treibende Kraft schafft der Systemanbieter JEAN MÜLLER die Basis für eine störungsfreie und sichere Energieübertragung. Weltweit verlassen sich Industriebetriebe und Energieversorgungsunternehmen auf die Produkte von JEAN MÜLLER. Aus gutem Grund. JEAN MÜLLER Schaltge-



räte, Schaltgerätekombinationen, Stromverteilungs- und Energiemanagement-Systeme stehen für Qualität und individuelle Kundenlösungen. Sie werden mit Erfahrung entwickelt, mit modernster Technologie gefertigt und nach internationalen Standards ausgerichtet. Überzeugen Sie sich vom System Sicherheit.

# Sicherheit

Jean Müller GmbH  
Elektrotechnische Fabrik  
Friedrichstraße 21  
D-65343 Eltville am Rhein

Tel.: 06123/604-0  
Fax.: 06123/604730  
<http://www.jeanmueller.de>  
E-Mail: [sales@jeanmueller.de](mailto:sales@jeanmueller.de)

**JEAN MÜLLER**   
*Im Namen der Sicherheit*

# I M P R E S S U M

R · H · E · I · N · G · A · U F · O · R · U · M

Vierteljahres-Zeitschrift für Wein · Geschichte · Kultur

## Herausgegeben von den Gesellschaften:

**RHEINGAUER WEINKONVENT E.V.**

Gegründet 1971 in Kloster Eberbach.

Mitgliederzahl ca. 1000.

Geschäftsführung: Wolfgang H. Ludwig

Rheinstraße 1, 65396 Walluf, Tel./Fax (0 61 23) 7 51 87

www.rheingau.de/weinkonvent

**GESELLSCHAFT ZUR FÖRDERUNG DER RHEINGAUER HEIMATFORSCHUNG E.V.**

Gegründet 1956. Mitgliederzahl ca. 150.

Geschäftsführung:

Prof. Dr. Paul Claus, Nothgottesstraße 9,

65366 Geisenheim, Telefon (0 67 22) 80 10

**FREUNDESKREIS KLOSTER EBERBACH E.V.**

Gegründet 1983. Mitgliederzahl ca. 300.

Geschäftsführung:

Doris Moos, Im Pfarracker 17, 65346 Eltville-Erbach,

Telefon (061 23) 605288, Fax (061 23) 605317

www.fk-kloster-eberbach.de

## Redaktion:

Prof. Dr. Paul Claus, Nothgottesstraße 9,  
65366 Geisenheim, Telefon (0 67 22) 80 10

Dr. h.c. Josef Staab, Schloß Johannisberg,  
65366 Geisenheim, Telefon (0 67 22) 5 08 43

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Namentlich gezeichnete Beiträge geben die Meinung der Verfasser wieder. Leserbriefe sind willkommen. Die Redaktion behält sich jedoch die Entscheidung über Veröffentlichung und Kürzung vor.

## Herstellung, Auslieferung und Bezug:

Druckerei Dierks, Inh. Thomas Kipry

Röderweg 16, 65232 Taunusstein

Telefon (061 28) 4 20 15; Telefax (0 61 28) 4 22 42

## Preise:

Einzelheft inklusive Versandkosten: 4,22 EURO

Jahres-Abonnement (4 Schriften): 16,10 EURO

Für die Mitglieder der drei Gesellschaften (Herausgeber) ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten.

## Bankverbindung:

Wiesbadener Volksbank Kto.-Nr. 163 760 00  
(BLZ 510 900 00)

Der Abonnementsbetrag ist per Einzugsermächtigung bis zum 31. März fällig. Kündigungen sind nur zum 31.12. eines Jahres möglich und müssen bis spätestens 30. Juni des betreffenden Jahres erfolgen.

Gerichtsstand ist 65343 Eltville im Rheingau.

# Inhalt

*Nachruf*  
Robert Struppmann 2

*Markus C. Blaich*  
Das Gräberfeld von Eltville 3

*Eberhard Kümmerle*  
Bergbau und Salzquellen  
im Kiedrichtal 10

*Ferdinand Puhe*  
Kardinal Melchior v. Diepenbrock 20

*R. I. Esling*  
Sandsteinquader in der Gemarkung  
der Stadt Oestrich-Winkel 28

*Paul Claus*  
Auf alten Pilgerpfaden nach  
Nothgottes und Marienthal 31

## Anschriften der Autoren

Dr. Markus C. Blaich, Henkellweg 19, 30459 Hannover

Dr. Eberhard Kümmerle, Hauptstr. 67, 65344 Eltville-Martinsthal  
Ferdinand Puhe, Jahnstr. 13, 65346 Eltville-Erbach

Lothar Meckel, Lindenstr. 39, 65375 Oestrich-Winkel

Prof. Dr. Paul Claus, Nothgottesstraße 9, 65366 Geisenheim

## In eigener Sache

Im Zuge des Insolvenzverfahrens wurde die Druckerei Walter GmbH, Eltville am Rhein, inzwischen stillgelegt. Die Fortsetzung der nun 10 Jahre laufenden Herausgabe des RHEINGAU FORUM machte somit die Übertragung des Druckauftrages einschließlich Auslieferung an eine andere leistungsfähige Druckerei in unserem Raum notwendig. Für die Weiterführung bot sich die Druckerei Dierks, Inh. Thomas Kibry, in Taunusstein-Bleidenstadt an, zu der auch unser bisheriger Ansprechpartner bei der Druckerei Walter wechseln konnte. Wir sind überein gekommen, dass die Druckerei Dierks die Arbeit wie bisher unverändert fortsetzt. Für den Leser ändert sich somit für die Ausgabe Nr. 4/2002 und alle weiteren Ausgaben in 2003 nichts. Allein im Impressum erscheint nun an Stelle der Druckerei Walter die Anschrift und Bankverbindung der neuen Druckerei. Bei den freien Abonnenten wird allerdings mit dem Jahreswechsel auch ein Wechsel des Abbuchungsauftrages notwendig. Hierzu werden wir an alle Betroffenen eine gesonderte Aufforderung richten.

Wir sind zuversichtlich, dass der eingeschlagene Weg für alle ein Gewinn sein wird.  
*Die Redaktion*

# Nachruf

## Robert Struppmann

\* 28.12.1918 † 29.07.2002

Am 29.07.2002 verstarb unser langjähriger verdienter Heimatforscher Robert Struppmann im Alter von 84 Jahren. Herr Wolfgang Muno würdigte als Vorsitzender der Maria-Kaufmann-Stiftung das Lebenswerk von Herrn Robert Struppmann im Anschluss an das Requiem mit folgenden Worten:

Verehrte Angehörige, verehrte Trauergemeinde!

Die Maria-Kaufmann-Stiftung und der Kultur- und Heimatverein Lorch am Rhein nehmen Abschied von einem herausragenden Menschen, von einem Freund, von einem begabten Kunsthistoriker, der der Pädagoge Robert Struppmann ebenfalls gewesen ist, und dem wir sehr viel zu verdanken haben.

Robert Struppmann war Vorstandsmitglied in der Maria-Kaufmann-Stiftung seit deren Gründung vor mehr als 25 Jahren. Fachlich kompetent, hat er bis zu seiner schweren Erkrankung die Arbeit der Stiftung mit geprägt.

Er war auch Gründer und langjähriger Vorsitzender des Kultur- und Heimatvereins und er rief die Lorcher Kulturtage ins Leben, die in diesem Jahr zum XII. mal in ununterbrochener Reihenfolge durchgeführt werden. Seiner Arbeit ist es zu verdanken, dass die Kulturtage über die örtlichen Grenzen hinaus einen sehr guten Ruf genießen.

Robert Struppmann war Initiator und Mitbegründer des Kunst- und Heimatmuseums. Es war sein besonderes Anliegen, dass die Kunstschätze, die Lorch in so reichem Maße besitzt, in einem würdigen Rahmen verwaltet und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurden. Die sachverständige Ausgestaltung des Museums war sein persönliches Verdienst.

In zahlreichen Veröffentlichungen hat Robert Struppmann die Vergangenheit zum Leben erweckt, Verständnis für die Kunst geschaffen und uns Lorchern gezeigt, welche bedeutsame Geschichte unser Städtchen aufzuweisen hat. Wir haben in der Tat eine große Vergangenheit, die dank Robert Struppmann in manchem von uns lebendig wurde und auch den Glauben an eine gute Zukunft in uns gestärkt hat.

Robert Struppmann ist tot, er hat ein stolzes Lebenswerk vollendet und wir sind aufgerufen, das, was er geschaffen hat, zu bewahren und fortzuführen. Sein Vermächtnis verpflichtet uns. Sein Wirken, sein Name bleibt für uns leuchtendes Beispiel. Er wird niemals in Vergessenheit geraten, er bleibt durch seine Werke, durch seinen Charakter, durch seine Menschlichkeit in unseren Herzen lebendig.

Den Angehörigen gilt unsere Anteilnahme, wir trauern mit ihnen um einen großen Menschen, um einen lieben Freund, dem hier auf Erden viele Auszeichnungen zuteil wurden und dem Gott nun seinen ewigen Frieden geben wird.

# Das Gräberfeld von Eltville

## Archäologische Erkenntnisse zur Frühgeschichte des Weinbaus im Rheingau\*

*Die archäobotanische Untersuchung der Traubenkerne aus dem frühmittelalterlichen Gräberfeld von Eltville kam auf Vermittlung von Herrn Dr. h.c. J. Staab (Johannisberg) zustande; seiner Initiative ist es zu verdanken, dass diese auf den ersten Blick unscheinbaren Funde zum Sprechen gebracht werden konnten<sup>1</sup>. Zum Dank ist dieser Beitrag ihm gewidmet.*

Die Frühgeschichte des Weinbaus im Rheingau stößt seit langem auf großes Interesse. Die besondere Eigenheit der lieblichen Landschaft, ihr Reichtum an bedeutenden historischen Orten und schließlich die große Bedeutung, die dem Weinbau in dieser Region zukommt, rechtfertigten immer wieder eine Beschäftigung mit dieser Thematik.

Die hohe Zahl archäologischer Funde und die zwar schütterere, aber sehr früh einsetzende schriftliche Überlieferung ließen derartige Untersuchungen unter einem günstigen Stern stehen. Die Funde aus römischer Zeit und aus den Gräbern des frühen Mittelalters, der sogenannten Merowingerzeit<sup>2</sup>, boten Belege für einen seit der römischen Zeit im Rheingau kontinuierlich ausgeübten Weinbau; diese scheinbar bewiesene Tatsache fand bereits früh Eingang in die Fachliteratur sowie wichtige Nachschlagewerke<sup>3</sup>.

Die sehr zuversichtliche Einschätzung des archäologischen Fundbestandes wurde jedoch durch eine Aufnahme aller römischen Fundstellen zwischen Schierstein und Lorch wieder in Frage gestellt<sup>4</sup>. E. Pachali konnte zeigen, dass für keine der bis dahin bekannten römischen Fundstellen eine Nutzung über das 4. Jh. hinaus belegt ist; seiner Ansicht nach ist für die Zeit der Völkerwanderung (4. und 5. Jh. n. Chr.) mit einem deutlichen

Rückgang der Bevölkerung im Rheingau zu rechnen<sup>5</sup>. Die im Rheingau neu entdeckten Fundstellen fügen sich in das skizzierte Bild sehr gut ein. Aller Wahrscheinlichkeit nach bestanden im Gebiet zwischen Walluf und Rüdesheim etwa 50 römische Gutshöfe. Die möglichen Siedlungsstellen verteilen sich annähernd gleichmäßig im Gelände; unsicher ist, ob es auch größere Dörfer gegeben hat<sup>6</sup>. Die Bewohner dieser Gutshöfe werden zum überwiegenden Teil Landwirtschaft betrieben haben. Die nächste größere Stadt *Aquae mattiacae* (Wiesbaden) bzw. die Provinzhauptstadt *Mogontiacum* (Mainz) konnten ohne Schwierigkeiten innerhalb eines Tages erreicht werden, wodurch sowohl der Verkauf der eigenen Erzeugnisse als auch der Einkauf benötigter Güter sichergestellt waren.

Kritischer bewertete E. Pachali die Hinweise auf römischen Weinbau im Rheingau. So ist die Datierung des als „römischer Öltank“ angesprochenen Gebäuderestes aus Rüdesheim nicht gesichert, gleiches gilt für den römischen „Keller“ aus Martinthal. Da die genauen Fundumstände der römischen Rebmesser aus Rüdesheim, Geisenheim und Hattenheim nicht bekannt sind, ist das genaue Alter dieser Funde nicht abzuschätzen<sup>7</sup>; das vermeintliche Rebmesser aus Kiedrich ist mit Sicherheit nicht zu dieser Gruppe zu rechnen<sup>8</sup>.

Auch von den neu entdeckten Plätzen liegen keine zuverlässigen Belege vor; beim derzeitigen Stand der Forschung wird man also die Frage nach einem römischen Weinbau im Rheingau mit einem „vielleicht“ beantworten müssen<sup>9</sup>.

Die schriftlichen Quellen des 8. und 9. Jhs. bieten demgegenüber ein gänzlich anderes Bild<sup>10</sup>. Bei diesen Urkunden handelt es sich beinahe ausschließlich um Schenkungen, die Adlige an von ihnen begünstigte Klöster vornahmen<sup>11</sup>. Bemerkenswert ist, dass in diesen Urkunden bereits sehr früh (ab 779) und für mehrere Orte Weinberge bzw. -gärten erwähnt werden. In keinem Fall ist von neuen Rebanlagen die Rede; im Gegenteil werden das längere Bestehen der Anlagen sowie ihr sicherer Ertrag vorausgesetzt. Von besonderem Wert ist dabei eine aus dem Jahr 817 für Geisenheim überlieferte Schenkung, da in diesem Text neben dem Umfang auch Angaben über den zu erwartenden Ertrag gemacht werden: „... *mansellos duos cum vineis, in quibus potest colligi vinum ad sex carradas* ..“ [„... zwei kleine Hufen mit Weinbergen, in denen sechs Fuder/Wagenladungen Wein geerntet werden können ...“]<sup>12</sup>. Der mögliche Ertrag lässt sich errechnen, wenn man ein Fuder mit vier Ohm à 640 l veranschlagt; die jährliche Ernte hätte dann 3840 l betragen<sup>13</sup>. Diese Textstelle erlaubt eine in dieser Form sehr seltene Aussage zur frühmittelalterlichen Wirtschaftsgeschichte sowie zur Wertschätzung des Weines als Getränk<sup>14</sup>. Angesichts der naturräumlichen Gunstlage des Rheingaus verwundert dies nicht. Die besondere Wirtschaftlichkeit des Weinbaus wird bereits in der antiken Literatur hervorgehoben<sup>15</sup>. Untersuchungen an den zahlenmäßig umfangreicheren Beständen hochmittelalterlicher Archivalien ergaben, dass Ortschaften bzw. Regionen, in denen Weinbau betrieben wird, im Vergleich zu anderen Gebieten längerfristig über außerordentliche Einkommensmöglichkeiten verfügten; dies schlägt sich nicht zuletzt in der zahlenmäßigen Entwicklung der Bevölkerung und ihrer Finanzen nieder<sup>16</sup>. Der an sich arbeits- und kapitalintensive Weinbau ermöglicht durch den gewinnträchtigen Handel letztlich Erträge, die bis zu 30% über denjenigen liegen, die beispielsweise durch den Verkauf von Getreide erzielt werden können<sup>17</sup>. Dies bedeutet aber auch, dass auf einer insgesamt klei-

neren Fläche mehr Menschen ernährt werden können.

Man wird, wenn man die schriftlichen Quellen berücksichtigt, die Bedeutung des Weinbaus für den Rheingau ab der Karolingerzeit (8./9. Jh.) kaum überschätzen können. Andererseits musste für die römische Zeit (1.–5. Jh.) ein ausgesprochen schütteres Bild skizziert werden. Welche Aussagen lassen sich nun für die Jahrhunderte zwischen dem Ende der römischen Herrschaft und der ersten urkundlichen Erwähnung des Rheingaus (772) bzw. den ältesten schriftlichen Belegen für Weinbau (ab 779) treffen?

Aus dem fraglichen Zeitraum (5.–8. Jh.) liegen aus dem Rheingau mehrere Friedhöfe vor. Den damaligen Sitten entsprechend wurden die Toten in ihrer Kleidung sowie mit weiteren, ihre gesellschaftliche Stellung kennzeichnenden Beigaben bestattet. Das größte und bedeutendste dieser Gräberfelder wurde in Eltville untersucht<sup>18</sup>. Es erbrachte insgesamt 645 Gräber, die in der Zeit zwischen 470/80 und 710/20 n. Chr. angelegt wurden. In dieser Zeit vollzog sich ein bedeutender kulturgeschichtlicher Wandel: Das Römische Reich ging unter, und auf seinem Boden entstanden allmählich verschiedene germanische Königreiche. Im Laufe des frühen Mittelalters veränderten sich die Wirtschaftsformen der Menschen, eine adlige Oberschicht bildete sich heraus und das Christentum erreichte die Landschaften am Rhein. Diese verschiedenen und von einander unabhängigen Vorgänge können, da der Friedhof über die gesamte Merowingerzeit hinweg belegt wurde, sehr gut nachvollzogen werden. Von Bedeutung ist zudem, dass das Gräberfeld die einzige Nekropole im Rheingau ist, die im Rahmen einer modernen Grabung untersucht wurde. Alle anderen bekannten Friedhöfe wurden schon im 19. Jh. entdeckt und den damaligen Umständen entsprechend nur unsorgfältig ausgegraben. Welche Erkenntnisse hat die Untersuchung des Friedhofes von Eltville für die Frühgeschichte des Weinbaus im Rheingau erbracht?

Bereits in der ersten Veröffentlichung zu dem Friedhof von Eltville wurden die Messer aus den Gräbern 13, 59, 67 und 69 als „Winzermesser“ angesprochen. Darüber hinaus wurden die Funde als Belege für merowingerzeitlichen Weinbau im

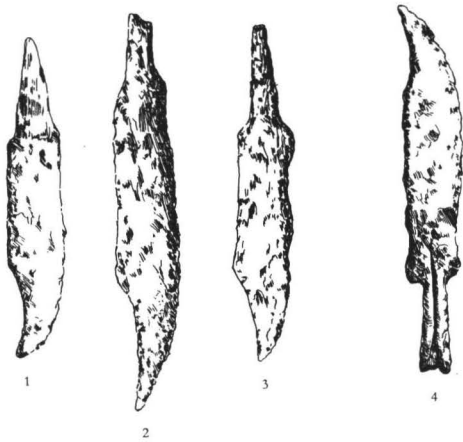


Abb. 1: Frühmittelalterlicher Friedhof von Eltville: Messer aus den Gräbern 13, 67 und 69 (von links nach rechts, Nr. 1–3) sowie die Glefe aus Grab 59 (ganz rechts, Nr. 4).

Rheingau gewertet, was wiederum als Grundlage für die Annahme eines kontinuierlichen Weinbaues seit der Römerzeit diente<sup>19</sup>.

Diese Deutung kann jedoch nicht aufrecht erhalten werden. Für die drei Messer aus den Gräbern 13, 67 und 69 (Abb. 1, 1–3) ist eine Zuordnung zu den Werkzeugen eines Winzers trotz der auffälligen, geschweiften Schneide ausgeschlossen<sup>20</sup>. Seit römischer Zeit fanden im Weinbau zwei Messer Verwendung. Die *falx vinatoria* verfügte über eine breite, sichelförmige Klinge mit Rückenbeil und diente überwiegend dem Ausschneiden unerwünschter Triebe; mit der sichelähnlichen *falx arboraria* hingegen wurden die Trauben vom Stock geschnitten<sup>21</sup>. Beide Werkzeuge wurden annähernd unverändert bis in das 19. Jh. benutzt und leben bis heute als Sesel bzw. Häpe fort<sup>22</sup>. Die Klängen aus Eltville besitzen aber keinerlei Ähnlichkeit mit den in römischen Kelteranlagen oder anderen Gebäuden geborgenen Funden aus dem Moselgebiet; zudem liegen entsprechende Funde auch aus klimatisch benachteiligten Gebieten, u.a. der Eifel, dem Hunsrück und der Westpfalz vor<sup>23</sup>. Offensichtlich wurden diese Werkzeuge ebenso in der Forst- bzw. Landwirtschaft benötigt, und zwar auch in Gebieten, in denen der Anbau von Reben zu allen Zeiten, selbst im Spätmittelalter, als der Weinbau seine größte Ausbreitung erreichte, ausgeschlossen war<sup>24</sup>. Als

Beweis eines seit der römischen Zeit kontinuierlich ausgeübten Weinbaus im Rheingau sind die Messerklingen aus Eltville nicht heranzuziehen.

Auch bei dem „Messer“ aus Grab 59 handelt es sich tatsächlich nicht um ein Werkzeug, sondern um eine sogenannte Glefe (Abb. 1, 4)<sup>25</sup>. Glefen stellen eine besondere Form der Stangenwaffen dar, d.h. eine Waffe, die ähnlich wie eine Lanze an einer langen Stange aus Holz befestigt war. Mit ihrer scharfen Schneide und dem gekrümmten Blatt wurden sie gegen heranreitende Feinde verwandt; Glefen sind damit den mittelalterlichen Hellebarden verwandte Waffen<sup>26</sup>. Ein dem Eltviller Fund unmittelbar zu vergleichendes Stück ist aus dem rheinhessischen Dietersheim bekannt geworden<sup>27</sup>. Grab 59 war 1,78 m lang, 0,90 m breit und 1,25 m tief; der Tote war in einem Sarg aus Holz bestattet worden. Neben der Glefe barg es eine Gürtelschnalle und einen Kamm. Damit entspricht dieses Grab völlig jenem Bild, das für die übrigen Männergräber in Eltville gewonnen werden kann. Beachtung verdient jedoch die Tatsache, dass es sich bei der in Grab 59 bestatteten Person eben nicht um einen erwachsenen Mann, sondern um einen etwa 2 bis 4 Jahre alten Knaben handelt. Dieser kleine Junge war also bei seiner Bestattung wie ein erwachsener Mann behandelt worden, wie ein Krieger, der er einmal hätte werden können. Dies ist ein deutlicher Unterschied zu den meisten anderen Kindergräbern in Eltville; sehr wahrscheinlich verfügten die Eltern des kleinen Jungen über eine hervorgehobene Stellung innerhalb der dörflichen Gemeinschaft und wollten diese auch durch die besondere Bestattung ihres Kindes zum Ausdruck bringen.

Für die Frage nach Umfang und Bedeutung des Weinbaus zur Merowingerzeit vermögen des Weinbaus zur Merowingerzeit vermögen Funde aus drei anderen Gräbern wesentlich besser Auskunft zu geben. In insgesamt 66 Gräbern des Friedhofes von Eltville wurden Reste von beigegebenen Speisen festgestellt. Dies sind vor allem die Knochen von Schweinen, Rindern, Geflügel und Hasen sowie Eierschalen; in den Gräbern 459, 482 und 570 wurden aber auch die Überreste pflanzlicher Speisen dokumentiert. Dabei handelt es sich um Kerne von Äpfeln und – Weintrauben.

In Grab 459 wurden eine 25 bis 35 Jahre alte Frau und ihr etwa 2 Jahre altes Kind beerdigt. Die

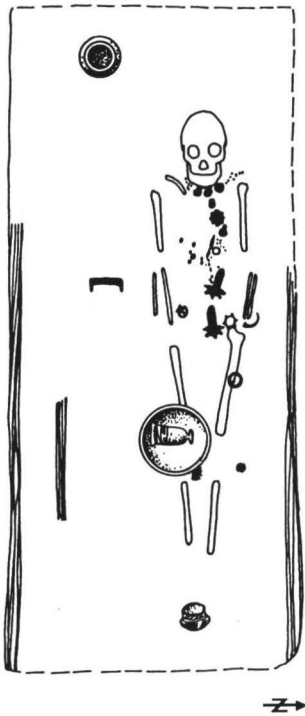


Abb. 2: Frühmittelalterlicher Friedhof von Eltville: Plan des Grabes 459 (M. 1:30).



Abb. 3: Frühmittelalterlicher Friedhof von Eltville: Lebensbild der in Grab 459 bestatteten vornehmen Dame.

Wände der 2,28 m langen und 1,00 m breiten Grube waren mit Holz verkleidet, der Sarg stand an der Nord-Wand der Grube (Abb. 2).

Dieses Grab mit seiner Ausstattung zählt zu den reichsten Gräbern in Eltville und im gesamten Rhein-Main-Gebiet überhaupt; die hier bestattete Dame zählte offenkundig zur führenden Schicht<sup>28</sup>. Ihr Oberkleid verschlossen zwei vergoldete Bügelfibeln (Gewandschließen) aus Silber, zwei kleine Fibeln mit Granateinlage zierten das Untergewand. In die Perlenkette waren zusätzlich eine römische Münze, ein Ohrlöfchel, mehrere große Perlen und drei Anhänger aus Gold mit Granateinlage eingezogen worden. An ihrem Gürtel trug die Frau ein Ziergehänge, der silberne Armreif ist als Ausdruck der hervorgehobenen gesellschaftlichen Stellung zu deuten (Abb. 3). Als weitere Funde sind unter anderem zwei Keramikgefäße, ein Glasbecher und ein Bronzebecken zu erwähnen. Die umfangreiche Speisebeigabe (Tierknochen und Obstkerne) fügt sich in dieses Bild einer vornehmen Lebensführung gut ein. Die zahlreichen

Funde ermöglichen eine zuverlässige Datierung des Grabes in die Jahre zwischen 520/30 und 540/50 n. Chr.

Das Bronzebecken war auf den Knien niedergelegt worden, darin befanden sich der Glasbecher und die Apfelkerne (Abb. 2). Durch den Kontakt mit den Kupfersalzen des Beckens ist die gute Erhaltung der Kerne zu erklären. Unterhalb der Füße war eines der Keramikgefäße niedergelegt worden. Das andere stand in der südwestlichen Ecke der Grabgrube; darin lagen die Traubenkerne. Hier hat offensichtlich die Feuchtigkeit des Erdreiches konservierend gewirkt<sup>29</sup>.

Das Grab 482 wurde Opfer des Grabraubs. Die Räuber öffneten die Grube und verwühlten das darin liegende Skelett völlig, das ursprüngliche Inventar wurde mehr oder weniger vollständig entnommen (Abb. 4). Erhalten blieben jedoch zwei Gefäße (Abb. 5), die am östlichen Ende der 2,35 m langen Grabgrube unterhalb der Füße des Leichnams niedergestellt worden waren.

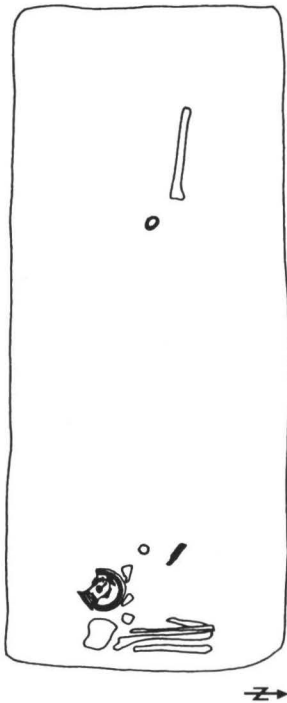


Abb. 4: Frühmittelalterlicher Friedhof von Eltville: Plan des Grabes 482 (M. 1:30).

Bei dem einen Gefäß handelt es sich um eine weite, mit einem dunkelroten Überzug versehene Schale aus Keramik, die wohl in einer spätrömischen Werkstatt hergestellt wurde. Das andere Gefäß ist aus hellgrünem, sehr dünnwandigem Glas gefertigt; namengebend für die Rüsselbecher sind die charakteristischen, aus der Wandung herausgezogenen „Rüssel“ (Abb. 5,1). Werden diese Becher langsam gelehrt, erzeugt die eindringende Luft in den „Rüsseln“ ein unterhaltsam gluckern- des Geräusch.

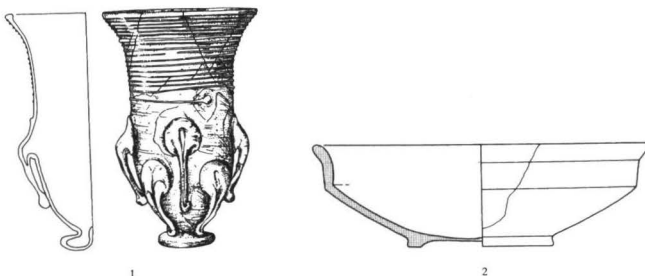


Abb. 5: Frühmittelalterlicher Friedhof von Eltville: Gläserner Rüsselbecher(1) und Keramikschale(2) aus Grab 482 (M. 1:4).

Sowohl rotgestrichene Schüsseln als auch Rüsselbecher lassen sich anhand zahlreicher Grabfunde zeitlich sehr gut einordnen; demnach wurde das Grab 482 etwa zwischen 530 und 560 n. Chr. angelegt. Die Beigabe eines Glasgefäßes spricht dafür, dass hier eine ehemals wohlhabende Person bestattet wurde. Die Traubenkerne lagen gemeinsam mit dem Rüsselbecher in der Keramikschüssel; auch in diesem Fall wurden die Kerne durch die Feuchtigkeit des Erdreiches in der Schüssel konserviert.

Im Grab 570 wurde eine etwa 20 bis 25 Jahre alte Frau beerdigt; Spuren des Holzсарges haben sich an den Wänden der rechteckigen, 2,0 m langen und 0,65 m breiten Grube erhalten. Die Tote trug offensichtlich ihre Festtagskleidung; beachtenswert sind unter anderem die 199 Perlen der Halskette sowie die Ohrringe aus Bronze. Mehrere Bruchstücke aus Eisen lassen sich zu einer Schuhschnalle bzw. einem Messer ergänzen; an der Schnalle sind Reste eines textilen Gewebes ankorrodiert. Die Perlenkette und die Ohrringe ermöglichen die Datierung des Grabes in die Mitte des 7. Jhs., d.h. in die Zeit zwischen 640 und 660 n. Chr. Das Grab wurde im November 1973 bei einer Notgrabung geöffnet; die Lage der Traubenkerne wurde witterungsbedingt nicht sorgfältig dokumentiert<sup>30</sup>.

Welche Ergebnisse erbrachten die archäobotanischen Bestimmungen? Bei den Apfelkernen handelt es sich um Kerne von *malus communis* L., d.h. der Wildform des einheimischen Apfels. Die auffällig kleinen Traubenkerne stammen von *vitis silvestris* L., der einheimischen wilden Weinrebe (Abb. 6). In beiden Fällen handelt es sich also um Formen, wie sie in ufernahen Auenwäldern oder verwilderten, nicht gepflegten Standorten vorkommen<sup>31</sup>; als Beleg für Obstgärten oder Rebanlagen können sie nicht dienen. Bemerkenswert ist aber, dass die Früchte offensichtlich verzehrt wurden

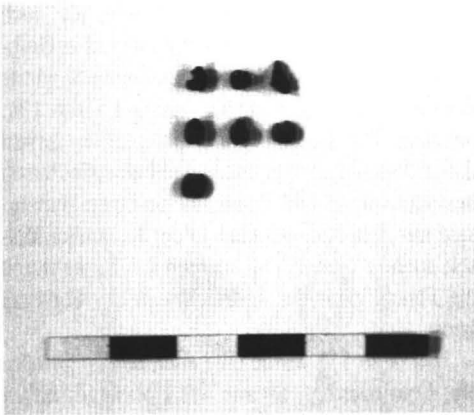


Abb. 6

und als Speisebeigabe in die Gräber vornehmer Personen gelangten.

Für die Frage nach der Kontinuität des Weinbaus von der römischen Zeit bis in das Mittelalter geben die Funde aus Eltville entscheidende Hinweise. Beim derzeitigen Stand der Forschung lassen sich für die Merowingerzeit (5.–8. Jh.) im Rheingau keine bewirtschafteten Rebanlagen nachweisen. Die Trauben wurden offensichtlich als Obst genossen; dies gilt auch für die Äpfel. Eine Veränderung ist erst für die späte Merowingerzeit und vor allem für die Karolingerzeit festzustellen. Weinbau als Erwerbsgrundlage der Bevölkerung ist frühestens ab dieser Zeit wahrscheinlich. Sollten tatsächlich einmal römische Weingärten bestanden haben, so dürften diese in der Völkerwanderungszeit verwildert sein, die Kenntnis des Winzerns geriet in Vergessenheit<sup>32</sup>. Wie gut, dass dies heute im Rheingau anders ist!

### Anmerkungen

\* Die Auswertung des Gräberfeldes von Eltville und die Untersuchung der frühmittelalterlichen Besiedlung des Rheingaus waren Gegenstand der Dissertation des Verfassers [M. C. Blaich, Das Gräberfeld von Eltville (5.–8. Jh.). Beiträge zur Siedlungsgeschichte des Rheingaus im Frühmittelalter (Diss. phil., Marburg 2002)]. Die Abbildungen des vorliegenden Beitrages wurden dieser Arbeit entnommen. Die Fundzeichnung Abb. 1 stammt von H. Wagner, die Grabpläne Abb. 2 und 4 sowie die Funde aus Grab 482 (Abb. 5) zeichnete N. v. Webel (beide Landesamt f. Denkmalpflege Hessen).

Das Lebensbild Abb. 3 fertigte H. Bukor (Eltville); Grundlage sind der Grabplan sowie die photographische Dokumentation zu Grab 459 aus Eltville. Für die Erlaubnis, das Lebensbild in diesem

Zusammenhang verwenden zu dürfen, danke ich Herrn Bukor herzlich.

<sup>1</sup> Die Untersuchung wurde von Dr. F. Schumann (Landes-Lehr- und Versuchsanstalt für Landwirtschaft, Wein- und Gartenbau Rheinland-Pfalz, Neustadt/Weinstraße) vorgenommen; für die gute und angenehme Zusammenarbeit danke ich Herrn Schumann sehr.

<sup>2</sup> Die Zeit des späten 5. Jhs. bis zur Mitte des 8. Jhs. wird nach der herrschenden Königsfamilie der Merowinger als Merowingerzeit bezeichnet; dementsprechend benennt man die Herrschaftszeit von Karl d. Großen und seinen Söhnen (Mitte des 8. Jhs. bis Beginn des 9. Jhs.) als Karolingerzeit. Beide Epochen zusammen werden als Frühmittelalter bezeichnet.

<sup>3</sup> H. Schoppa, Der fränkische Friedhof bei Eltville im Rheingau-Kreis. Nass. Annalen 61, 1950, 1–105, bes. 17. – Ders., Die fränkischen Friedhöfe von Weilbach, Maintaukreis. Veröffentl. Landesamt kulturgesch. Bodenaltertümer Wiesbaden 1 (Wiesbaden 1959) 44. – Kritischer J. Staab, Beiträge zur Geschichte des Rheingauer Weinbaus. Schr. z. Weingesch. 22 (Wiesbaden 1970) 2–5. – Nicht zuletzt unter dem Eindruck neuerer Funde steht die positivere Darstellung: J. Staab, Frühgeschichte des Weinbaus im Rheingau. Nass. Annalen 101, 1990, 31–47 bes. 32.

<sup>4</sup> E. Pachali, Zur römischen Besiedlung des Rheingaus. Bonner Jahrb. 178, 1978, 281–289.

<sup>5</sup> Ebd., 284.

<sup>6</sup> Vgl. hierzu M. C. Blaich, a.a.O. (Anm. \*), 275–279.

<sup>7</sup> E. Pachali, a.a.O. (Anm. 4), 287 Nr. 12 bzw. 288 Nr. 20. – J. Staab, a.a.O. (Anm. 3), 40–47 führt die Funde als sicher datierte Belege.

<sup>8</sup> J. Staab, a.a.O. (Anm. 3), 33.

<sup>9</sup> Die Kontinuität des Weinbaus von der Römischen Zeit bis in das Frühe Mittelalter lehnt W.-H. Struck für Wiesbaden und sein Umland ab: W.-H. Struck, 1000 Jahre Weinbau in Wiesbaden-Schierstein. Schr. z. Weingesch. 32 (Wiesbaden 1973) 2.

<sup>10</sup> J. Staab, a.a.O. (Anm. 3), 34–38. – B. Weiter-Matysiak, Weinbau im Mittelalter. Geschichtl. Atlas der Rheinlande, Beih. VII/2 (Köln 1985) 3–7. Deutlich wird hier, dass sich die bis um 900 erwähnten Weinberge meist bei den Zentren des Fiskus befanden. Dies ist aber auch eine Frage der Überlieferung, da nur die Schenkungen in den Urkunden auftauchen. Besonders bei der wirtschaftsgeschichtlichen Deutung der Karte (Ebd., 12 f.) fällt auf, dass B. Weiter-Matysiak die Lückenhaftigkeit der Archivalien unterschätzt bzw. die erwiesenen Fälschungen nicht ausgeschieden hat. Vgl. die Rezension von J. Staab, Nass. Annalen 100, 1989, 340 f.

<sup>11</sup> Es handelt sich überwiegend um Klöster und Stifte in Lorsch, Mainz und Fulda.

<sup>12</sup> J. Sauer, Codex Diplomaticus Nassoicus, Vol. I (Wiesbaden 1885) Nr. 49a bzw. 49b.

<sup>13</sup> Mit Schwierigkeiten verbunden ist der Versuch, diese Angabe mit heutigen Erträge zu vergleichen. Im Hochmittelalter umfasste eine Hufe etwa 26 bis 30 Morgen; für das Frühmittelalter ist jedoch möglicherweise eine geringere Fläche zu veranschlagen [A. Hedwig, Beitrag in LexMa 5 (München 1991) 154–156 s.v. Hufe]. Für den Rheingau lässt sich dabei aus dem hochmittelalterlichen Güterverzeichnis von Kloster Eberbach für eine Hufe eine Fläche von 30 Morgen (4 10 ha) bestätigen [vgl. die entsprechende Nennung: H. Meyer zu Ermgassen (Hrsg.), Der Oculus memorie, ein Güterverzeichnis von 1211 aus Kloster Eberbach. Veröffentl. Hist. Komm. Nassau 31, Bd. 3 (Wiesbaden 1987) 144]. – Zur Maßeinheit: F. v. Bassermann-Jordan, Geschichte des Weinbaus unter besonderer Berücksichtigung der Bayerischen Rheinpfalz (Frankfurt/Main, 2. Aufl. 1923) 938 f. – J. Staab wies darauf hin, dass die

Bezeichnung „carradas“ im Sinne von „Wagenladungen“ auch sechs Ohm (= 960 l) entsprechen könnte [J. Staab, a.a.O. (Anm. 3), 34]; der Ertrag läge in diesem Fall sogar bei 5760 l im Jahr.

<sup>14</sup> J. Staab, a.a.O. (Anm. 3), 37.

<sup>15</sup> Eine leicht zugängliche Auswahl bietet: K.-J. Gilles, Bacchus und Succellus. 2000 Jahre römische Weinkultur an Mosel und Rhein (Briedel 1999) 106 f.

<sup>16</sup> L. Clemens, Trier – Eine Weinstadt im Mittelalter. *Trierer Hist. Forsch.* 22 (Trier 1993) bes. 382–407 (zu Quellen des 14. und 15. Jhs.). – Vgl. auch die Bedeutung, die dem Weinbau und -handel im Finanzhaushalt des Deutschen Ordens zukam: U. Braasch-Schwermann, Rebgewäch und Hopfenbau: Wein und Bier in der spätmittelalterlichen Agrargeschichte der Deutschordensballei Hessen. In: M. Matheus (Hrsg.), Weinbau zwischen Maas und Rhein in der Antike und im Mittelalter. *Trier Hist. Forsch.* 23 (Mainz 1997) 305–363.

<sup>17</sup> Einen Überblick bietet: O. Volk, Weinbau und Weinabsatz im späten Mittelalter. In: A. Gerlich (Hrsg.), Weinbau, Weinhandel und Weinkultur. *Geschichtl. Landeskunde* 40 (Stuttgart 1993) 49–163, bes. 141–153. – Vgl. auch die Untersuchungen für Gebiete an Mosel, Saar und Ruwer: M. Pauly, Luxemburg als Zentrum für Weinhandel und Weinkonsum in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. In: M. Matheus (Hrsg.), a.a.O. (Anm. 16), 199–224.

<sup>18</sup> Die Ausgrabungen dauerten von 1940 bis 1976. Der Friedhof befand sich auf dem Gelände zwischen Erbacher Straße, Kiedricher Straße und Eisenbahnlinie; heute stehen hier die Gebäude einer Maschinenfabrik, des Feuerwehrstützpunktes und ein Wohnhaus.

<sup>19</sup> H. Schoppa, a.a.O. (Anm. 3), 17.

<sup>20</sup> Die Schneide befindet sich bei diesen „Winzermessern“ auf der falschen Seite: J. Staab, a.a.O. (Anm. 3), 33. – Vgl. auch die Abbildungen bei G. Preuschen, Arbeitsverfahren und Geräte im Weinbau. *Schr. z. Weingesch.* 35 (Wiesbaden 1975) Abb. 12–16.

<sup>21</sup> Aus der umfangreichen, größtenteils volkswissenschaftlichen Literatur seien Titel aus dem Fachbereich Archäologie genannt: F. v. Bassermann-Jordan, a.a.O. (Anm. 13), 318–322. – R. M. Barzen, Das Winzermesser und andere Schneidegeräte im römischen Weinbau. *Trierisches Jahrb.* 8, 1957, 85–90. – O. Roller, Römische Erntewerkzeuge. Die Landwirtschaft in den Nordprovinzen des Römischen Reiches 4 (Oberriexingen 1976) 2. – M. Pietsch, Die römischen Eisenwerkzeuge von Saalburg, Feldberg und Zugmantel. *Saalburg Jahrb.* 39, 1983, 5–132 bes. 77 f. – Zu den (sommer-

lichen) Laubarbeiten im Weinberg vgl. F. v. Bassermann-Jordan, a.a.O. (Anm. 13), 254–256.

<sup>22</sup> Zu den Schneidearbeiten im Weinberg F. v. Bassermann-Jordan, a.a.O. (Anm. 13), 242–248.

<sup>23</sup> Vgl. hierzu: K.-J. Gilles (Hrsg.), Neuere Forschungen zum römischen Weinbau an Mosel und Rhein. *Schriften z. Weingesch.* 115 (Wiesbaden 1995). – Ders., a.a.O. (Anm. 15), 60–63 bes. Farbabb. 61 f.

<sup>24</sup> Vgl. beispielsweise die Untersuchungen für das Moselgebiet: L. Clemens, a.a.O. (Anm. 16), 16–20.

<sup>25</sup> Das Stück ist 16,0 cm lang und 2,7 cm breit; die Tülle hat einen Durchmesser von 2,5 cm.

<sup>26</sup> M. Schulze, Eine merowingische Glefle aus Koborn-Gondorf an der Mosel. *Arch. Korrb.* 9, 1979, 345–353.

<sup>27</sup> Ebd., 347 Abb. 3.

<sup>28</sup> Das Grab zählt zu jenen annähernd 170 Gräbern zwischen Mittelrhein und Donau, die als Grundlage für die Bestimmung des frühmittelalterlichen Adels herangezogen wurden: R. Christlein, Besitzabstufungen zur Merowingerzeit im Spiegel reicher Grabfunde aus West- und Süddeutschland. *Jahrb. RGZM* 20, 1973, 147–180.

<sup>29</sup> Für diesen Hinweis danke ich Dr. W. Becker (Universität Köln, Institut f. Ur- u. Frühgeschichte, Labor f. Archäobotanik).

<sup>30</sup> Dem Grabungsbericht zufolge herrschte „naßkaltes Wetter“ mit Schneeregen. Die Kerne wurden beim Reinigen der Knochen in der Restaurierungswerkstatt entdeckt; leider wurde nichts genaueres vermerkt.

<sup>31</sup> M. Hopf, Vor- und frühgeschichtliche Kulturpflanzen aus dem nördlichen Deutschland. *Kat. vor- u. frühgesch. Altertümer RGZM* 22 (Mainz 1982) 18 f.

<sup>32</sup> Weinbau stellt als Sonderkultur sehr hohe Anforderungen an die Pflege der Pflanzen sowie an die Wartung der zugehörigen Anlagen (Keltern etc.); angesichts des möglichen Bevölkerungsrückgangs im 4. Jh. erscheint es wahrscheinlich, dass Teile der Weingärten aufgegeben wurden und in verhältnismäßig schneller Zeit verwilderten bzw. verfielen. Einen ersten Überblick vermittelt: O. Volk, a.a.O. (Anm. 17), bes. 111–117. – Das Wissen um die Agrartechniken wurde nicht nur in den Klöstern tradiert, von diesen aber in besonderem Maße gepflegt. Vgl. hierzu F. Staab, Agrarwissenschaft und Grundherrschaft. Zum Weinbau der Klöster im Frühmittelalter. In: A. Gerlich (Hrsg.), Weinbau, Weinhandel und Weinkultur. *Geschichtl. Landeskunde* 40 (Stuttgart 1993) 1–48.

## Bergbau und Salzquellen im Kiedrichtal

Der Kiedricher Bach entsteht durch Zusammenfluss der wasserreichen Quellbäche des Sillgrabens und des Sporbaches. Letzterer wird vom Pfaffenborn und Weissenborn gespeist. Dabei ist der Name Kiedricher Bach modern; vormals sprach man vom „Osbach“. Noch heute gibt es schräg gegenüber Rehms Mühle die Weinbergsluren „Obere Osbach“ und „Untere Osbach“.

Wie bei der „Usa“ bei Bad Nauheim und anderen Beispielen deutet dabei „Os“ oder „Us“ auf Salzwasser hin. Schon im „Oculus memoriae“ des Klosters Eberbach wird der Osbach genannt. Seine Kochsalzführung war also schon um 1211 bekannt.<sup>1</sup>

### Kurmainzer Interessen

Im Tal oberhalb Kiedrich suchte man zeitweilig Bodenschätze.<sup>2</sup> Zwischen November 1784 und März 1785 wurde im Wald unweit des „Wurzelborns“<sup>3</sup> von zwei bis vier Bergleuten ein zuletzt fünf Meter tiefer Schacht gegraben. Der Kiedricher Oberschultheiß und „Geschworene Landmesser“ Christoph Hock<sup>4</sup> versuchte mehrmals zu erfahren, welche Absicht die Leute verfolgten, die sich bei dem Kiedricher Johann Schmit einquartiert hatten. Sie gaben vor, seine kurfürstliche Gnade zu Mainz habe sie beauftragt, Silber- und Bleierz zu suchen. Geheimrat von Pfeiffer<sup>5</sup> sei ihr Befehlshaber, und darüber hinaus hätten sie weder Auskunft zu geben noch sich irgendwo zu melden. Hock verwies auf die Gepflogenheit, solche Unternehmungen anzuzeigen, und mahnte in Mainz bessere Information an. Man beschwichtigte ihn, er könne ja seine Einwände schriftlich vorbringen.

Noch im November wurde den Bergmännern ein Eichbaum zum Verzimmern ihres Schachtes zugewiesen, allerdings gegen Bezahlung und nachdem sich der Eltviller Amtskeller Bender in Mainz hatte bestätigen lassen, dass der Kurfürst tatsächlich der Auftraggeber sei. Hock aber teilt Mainz seine Bedenken mit, dass das Bauholz im Kiedricher Wald knapp werden könne, vor allem für die Nachkommen, falls besagte Bergleute weitere Eichen beanspruchen sollten.

Am 2. Dezember teilt der Berggeschworene Christian Schulz<sup>6</sup> von Geisenheim aus mit, der Kiedricher Schürfschacht sei jetzt zweieinhalb Lachter (rund 5 m) tief. Es habe den Anschein, dass der „Blend“ (Zinkblende?) nicht weiter in die Tiefe reiche. Genaueres zeige sich in den nächsten acht Tagen. Am 13. Februar schreibt Schulz, dass in einem Meter Tiefe Quarz mit Eisenglanz oder Eisenbrand<sup>7</sup> vermenget vorkomme und man diesen fälschlich für „Blend“ gehalten habe. Nach bergmännischen Regeln könne man darauf schließen, dass in größerer Tiefe, wenn der Quarz „anders niedersetze“, auch edle Erze zu erschürfen sein könnten. Dies sei vielleicht erst in zwanzig oder mehr Metern Tiefe der Fall; schließlich gäbe es in der Welt nur wenige Erzgänge, die gleich an der Oberfläche ausbeissen. Wünschenswert wäre auch ein „Koboltgang“ (Kobalt-Erz) und nach Anschein des Gesteins auch nicht unmöglich. Man wisse aus Erfahrung, dass solche in beträchtlicher Tiefe lägen.

Es wurde tatsächlich bis März 1785 im Schacht weiter gegraben, doch am 20. April wird Schulz gekündigt. Am 2. Mai sendet er noch ein Bittschreiben an den Erzbischof. Er habe vier Jahre im Dienste seines gnädigsten Herrn gestan-

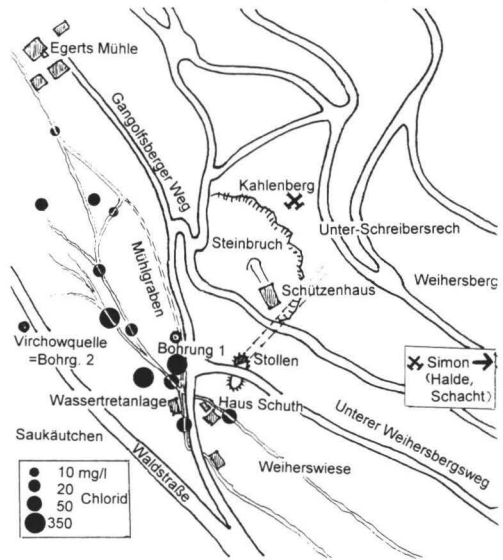
den und sei zu arm, sich in der Fremde nach einem Broterwerb umzusehen. Daher möge ihn der Kurfürst mit einem anderen kleinen „Stückbrod“ begnadigen. Inwieweit er erhört wurde, ist nicht bekannt.

Seltsamerweise wird das Kiedricher Mineralwasser in den Akten der Kurmainzer „Bergwerks- und Mineralbrunnen-Kommission“ trotz der Aktivität im Kiedrichtal nie erwähnt. Dagegen wird die Eltviller Salzquelle im Sülzbachtal schon 1785 sehr wohl beschrieben, ihre Untersuchung empfohlen und ihre Fassung befürwortet. Im Schriftverkehr erscheinen die Mineralquellen von Assmannshausen, vom Werkerbach, von Wollmerschied, der Laukenmühle, der Neumühle und die Daubenauer Quelle im Wispertal. Der Erlangener Hofrat und Chemieprofessor Kastner untersuchte 1828–29 die Mineralquellen von Wiesbaden, Schlangenbad, Ems und Fachingen.<sup>8</sup> Der herzoglich-nassauische Geologe C. E. Stiffert erwähnt 1831 zwar den Kiedricher Gangolfsberg, nicht aber die an dessen Fuß austretenden Salzquellen. Sehr ausführlich handelt er dagegen die Mineralquellen von Wollmerschied, Werkerbach, Neumühle, vom Herzbach, von Eltville, Sauerthal und den Daubenauer Brunnen ab.<sup>9</sup>

1840 schreibt Adelheid von Stolterfoth: „Unfern von Kiedrich auf einer Wiese im Wald sind Salzquellen, die jedoch nicht benutzt werden“.<sup>10</sup> Der Kirberger Dekan Vogel bespricht 1843 die Quellen von Assmannshausen, Lorch, den Daubenborn, die Eltviller, Wollmerschieder, Sauerthaler, Werker- und Wispertaler Quellen. Vom Kiedricher Mineralwasser ist aber auch bei ihm nicht die Rede.<sup>11</sup>

## Kiedricher Schwerspat

In nassauischer Zeit wurde das Kiedrichtal erneut vom Bergbau heimgesucht. 1849 wurden die Felder „Kahlenberg“ und „Simon“ auf Schwerspat verliehen (*Abb. 1*), nachdem das Mineral drei Jahre zuvor bei Naurod schon in Abbau stand.<sup>12</sup> Schwerspat oder Baryt (barys=schwer) ist Bariumsulfat, das vormals als Deckweiß oder Bleiweiß verwendet oder exportiert wurde. Heute wird Bariumsulfat als Kontrast- und Beschwermittel, beim Strahlenschutz und als „Grünfeuer“ verwendet.



*Abb. 1: Lage des Stollens der Grube Kahlenberg, der Austrittsstellen von Salinarwasser und der Bohrungen 1 und 2 oberhalb von Kiedrich.*

Erster Eigentümer war der Prokurator Georg Winter aus Limburg, und ab 1850 erfolgte der Abbau der Barytgänge, von denen es bis zu sieben, bis 1,5 m breit, gab.<sup>13</sup> Sie folgen der Streichrichtung 45–165°. Es werden ein Fundschacht und acht Meter nordöstlich ein zehn Meter tiefer zweiter Schacht angelegt.<sup>14</sup>

1851 gehen die Felder an Baron Bernard Beatus Hugo von Lockhorst über, der zeitweilig auch Besitzer der Barytgrube Leyermann sowie Bergverwalter der Grube Rohberg bei Naurod war, und der als Wohnort außer Kiedrich noch Wiesbaden und Brüssel angibt. Schachtmeister war um 1855 der Kiedricher Johann Perscheid. Anscheinend wurde sehr unregelmäßig gearbeitet. Aus den Schächten wird Holz gestohlen, die Tür des Zechenhauses wird erbrochen und das Dach beschädigt. Ein Jahr später wird vom Tal her ein sechzig Meter langer Stollen in den Kahlenberg getrieben (*Abb. 1*). Er soll hinten verzweigt gewesen und am Abzweig soll ein mehrere Meter tiefer Blindschacht nach unten gegangen sein, in dem eine Leiter stand.<sup>15</sup> Man hatte womöglich damit gerechnet, in der Tiefe wertvollere sulfidische Erze zu finden, denn oft ist Schwerspat das Ausgehende oder die „Gangart“, das taube Nebengestein, sol-



Abb. 2: Kiedrichtal nach Norden. Von vorn Kölsche Mühle, Weihermühle, Anwesen Schuth und „Kurhaus“. Rechts im Hang das Schützenhaus, im Hintergrund Heidekopf und Erbacher Kopf.

cher Erze. Im Stollen wurde aber Baryt erschlossen, dazu reichlich Salzwasser, wie der Geologe Carl Koch bemerkt.<sup>16</sup>

1857 erfolgt Fristung/Stundung der Gruben, doch müssen laut Bergbehörde die Baue fahrbar gehalten werden. Zwei Jahre später mahnt der Bergmann Jakob Schmidt aus Kiedrich Lohnrückstände an. 1860 gehen die Gruben an eine französische Gewerkschaft über von Gervais Augustin de Marpon aus Le Puy/ Dep. Loire und Claude Marie Amedée Rongier aus Voussac/ Allier, beide Miteigentümer der Nauroder Grube Rohberg. Meister Perscheid ist weiterhin im Betrieb, wohnt aber „temporair“ in Biebrich, und Steiger ist J. Damm aus Kiedrich. Am 16. Juni 1860 mahnen Kiedricher Handwerker den Lohn für ihre Arbeiten an. 1864 wird Grube Simon für frei erklärt, weil kein Repräsentant mehr bekannt ist. 1865 geht das Bergwerkseigentum an Karl Fritzweiler aus Brüssel über. Repräsentant ist jetzt Bürgermeister Heymann aus Niedertiefenbach. 1867 wird der Betrieb wegen schlechten Absatzes erneut gestundet.

1868 rügt das Oberbergamt Bonn das gefährliche Offenstehen eines Tagebaues und zweier

Schächte und ordnet sofortige Verfüllung an. Ob dem nachgekommen wird, ist nicht bekannt. 1934 sind keine eigentumsberechtigten Erben der Gruben zu ermitteln. Angeblich sind es die Geschwister Heymann, doch die sind in alle Winde zerstreut.

1967 wendet sich die Stadt Eltville an das Oberbergamt Wiesbaden. Im Wald tun sich zwei Löcher von vier bzw. zehn Meter Tiefe und bis 1,5 m Durchmesser auf, offenbar eingebrochene Bergwerkschächte. Weil keine Verursacher mehr auszumachen sind, bleibt die Verfüllung an der Stadt hängen. Der Ort des Geschehens: das Grenzgebiet Eltville-Kiedrich auf dem „Hainbuckel“, der Wasserscheide zum Sülzbachtal.

Auch die unbedeutenden Eisen- und Manganerzvorkommen bei Kiedrich fanden zeitweilig Interesse. Am 8. April 1873 wird das Feld „Rübezahl“ an die Nassauische Eisenerzschürfgewerkschaft zu Herborn verliehen, nach einem Erzfund im Acker der Witwe Jakob Berg. Hier sollte ein über einen Meter mächtiges Eisenmanganerzlager im Schiefer aufsetzen. Das Feld reicht von der Ortslage Kiedrich bis vor die Egertsmühle. Am

5. März 1906 erwirbt Friedrich Krupp, Essen, das Feld Rübezahl, zusammen mit benachbarten Feldern. Ab 1936 ist die Friedrich-Krupp-AG Essen Eigentümerin. Zu regulärem Abbau kam es nicht.

## Viel Wirbel um die Salzquellen

Am 29. Januar 1859 wandte sich der Grubenbesitzer von Lockhorst von Paris aus an die nassauische Regierung. Er habe eine Salzquelle erschlossen und bitte, ihm Berechtigung zu deren Nutzung zu erteilen. Die Lage ist günstig, denn am 6. April verzichtet die Regierung auf eigene Untersuchung der Quelle und überlässt auch die Nutzung den Spekulationen von Privatleuten.<sup>17</sup>

Jetzt reagiert aber auch die Gemeinde Kiedrich. Am 18. April fasst der Gemeinderat den Entschluss, das salzhaltige Wasser „nach vorher eingeholter hoher Genehmigung zum Vortheil der Gemeinde zu verwenden“, und am nächsten Tag schreibt Bürgermeister Peter Mardner der Regierung, das Grubenfeld Kahlenberg sei Eigentum der Gemeinde. Sie hätte nur die Arbeit in dem Stollen, in dem sich das Salzwasser zeige, durch Herrn von Lockhorst ausführen lassen. „Dieserhalb ersuche ich herzogliche Landesregierung ganz unterthänigst, im Namen und Intreße hiesiger Gemeinde um Genehmigung zur Verwendung des fragl. Wassers zum Gemeindevortheil und bitte um ein gefälliges Resultat sofern kein weiteres Hindernuß im Weg steht. Mit aller Hochachtung Kiedrich 19. April 1859 Mardner, Bürgermeister.“

Am 9. Mai folgt aber ein Brief an die Bergmeisterei Wiesbaden, der einen Rückzug bedeutet. „Der hiesige Gemeindevorstand hat in seiner Sitzung gestern beschloßen, bei den jetzt obwaltenden Kriegsverhältnißn eine weitere Untersuchung und Aufräumung der rubr. Quelle vorläufig nicht vorzunehmen. Es soll dieses erst sobald wieder vollkommene Ruhe hergestellt ist geschehen. Man bittet daher um vorläufige Sistierung der Untersuchung und Aufräumens fraglicher Quelle. Da der Gemeinderath dieses Wasser zum Vortheile der Gemeinde zu verwenden beabsichtigt, so bittet er um Vorrecht einer jeden anderen Person. Mit Hochachtung. Kiedrich am 9. Mai 1859 Mardner.“ Man muß berücksichtigen, dass Kiedrich im genannten Zeitraum z.B. durch Straßenpflasterung

finanziell stark belastet war: seit 1842 liefen Kredite, deren Rückzahlung bis 1890 dauerte.

Der Vertreter von Lockhorsts, Perscheid, ergriff jedoch Partei für seinen Auftraggeber. „Im Stollen, ca. 12 Lachter vom Mundloch und 4–5 Lachter von den beiden Stollenörtern entfernt ist diejenige Salzquelle, worauf Baron v. Lockhorst Belehnung nachgesucht hat, durch den Betrieb des Stollens und den Druck der auf die Halde geworfenen Berge vor der Stollen-Mündung, wo sie sich schon vor mehreren Jahren gezeigt hat, zum Vorschein gekommen. Kiedrich könnte auf ihrem Grundeigentum keine Salzquelle vorweisen, wenn es diejenige sein soll, welche in dem Stollen der Schwerspathgrube Kahlenberg vorkommt. Die Gemeinde müßte erst eine solche erschürfen! um sie nachweisen zu können. Also weder als Grundeigentümer, noch erster Finder, noch Erschürfer noch Belehnter kann die Gemeinde Kiedrich ein Recht auf das in Frage stehende Wasser geltend machen. Dieses wolle hochverehrliche Landesregierung geneigtest in Erwägung ziehen. Hochachtungsvoll zeichnet unterthänigst Kiedrich, den 26. Mai 1859 im Auftrag J. Perscheid“.

Am 9. August 1859 mahnt Perscheid im Auftrag von Lockhorsts die Nutzungsberechtigung des Salzwassers von Kiedrich aus an, und am 5. April 1860, „morgens 8 Uhr“, schreiben die Kiedricher an die Landesregierung betr. Erteilung der Berechtigung der Salzquelle: „Es wäre für hiesige Gemeinde von großem Vortheil und Nutzen, wenn diese Quellen zu einem ordentlichen Brunnen hergerichtet würden, weil dieses Wasser nah bei Kiedrich ist, so könnte dasselbe an Ort und Stelle von Kiedricher Einwohnern geholt, und zum Kochen und fürs Vieh verwendet und somit viel Salz gespart werden. Da das gedachte Salzwasser sich in einem der anmuthigsten Thäler des Rheingaus befindet, so haben sich jetzt schon Aussichten gezeigt, durch fremdes Geld in Bälde eine Badeanstalt gegründet zu sehen. Damit ein Dritter uns in unserem Vorhaben nicht beeinträchtigen kann, so ersuchen wir hohe Landesregierung unterthänigst, der Gemeinde Kiedrich eine Berechtigung auf die erwähnten Salzquellen geneigtest verleihen zu wollen. In gebührender Hochachtung die unterthänigsten Gesuchsteller Mardner, Bürgermeister, Winter, Schüler, Heigel, Winter.“

Am 27. April befürwortet daraufhin das Oberbergamt, die Gemeinde mit dem Quellenrecht zu versehen und die Quellen mit Hilfe fremden Kapitals zu erschließen. Ein gewisser Philipp Marum aus Oberingelheim sei bereit, die Kosten einer Bohrung zu übernehmen, sofern ihm das Quellenrecht übertragen werde. Die Quellen seien teilweise auf Gemeindeseigentum, teilweise auf Privatbesitz zu erschließen, und letzterer könne „bereitwilligst für 3–5 fl pro Ruthe“ erworben werden.

Am 29. August teilt der nassauische Bergmeister Giebeler mit, dass von Lockhorst seinen Antrag nicht weiter verfolgen. Erläutert auf einem Lageplan<sup>18</sup> wird eine Art Schutzzone um die Quellen markiert, jedoch mit Vorbehalt gegenüber dem verliehenen Grubenfeld Kahlenberg. Giebeler empfiehlt die Vertiefung des Auslaufs einer Quelle, die in der Wiese des Johann Antoni gelegen sei. Seit dem 7. Juli 1860 galt eine Verordnung der Landesregierung, die Grabungen und Ausschachtungen in der Nähe von Mineralquellen von amtlicher Genehmigung abhängig machte: Eingrabungen oder „horizontale Einschrotungen“ für Brunnen-, Keller-, Fundament- oder Steinbruchsanlagen dürften nur nach zuvor eingeholter amtlicher Erlaubnis vorgenommen werden.

Am 5. November 1860 erhält Kiedrich von der Landesregierung die Brunnenrechte. Es wird ein „Brunnenfeld“ von 300 Lachter (rund 600 m) Seitenlänge zur Sicherung der Salzquellen ausgewiesen, „gemessen vom Mittelpunkt in der Wiese Antoni, in Stunde 7 (105° Westnordwest) 16 Lachter vom Fahrweg von Kiedrich nach der Mahlmühle von Franz Ewert Wwe. (Abb. 1), jedoch unbeschadet der Ansprüche der Grube Kahlenberg auf den dieser Zeche verliehenen, innerhalb des Brunnenfeldes aufsitzenden Schwerspatgang“. Eine „Aussteinung“ solle erfolgen.

Am 7. Oktober 1861 teilt das herzogliche Amt Eltville der Landesregierung mit, Kiedrich habe die Brunnenrechte dem Philipp Marum überlassen, und der zuständige Amtsbezirksrat habe die Überlassung genehmigt. In der Folge werden noch Bedenken geäußert, ob die Gemeinde Kiedrich ihre Interessen genügend geltend gemacht und sich gegen Willkür des Vertragspartners ausreichend abgesichert habe. So wird erwogen, Fristen

bei der Quellennutzung einzufordern, bei deren Nichteinhaltung alle Rechte an die Gemeinde zurück gingen. Im Schriftwechsel wird auch die Absicht angedeutet, bei den Quellen ein „Etablissement mit Promenade“ anzulegen.

## Erbohrung des Salinarwassers

Offenbar hat sehr bald der Unternehmer Adolf Reuss die Brunnenrechte übernommen. Er erkundet sorgfältig das Tal in der Absicht, das Mineralwasser zu fassen und einen Bade- und Kurort zu begründen.<sup>19</sup> Reuss kannte den Rheingau genau, war er doch Eigentümer der Manganerzgrube Schlossberg bei Johannisberg. Diese bestand seit 1856 und lieferte z.B. im Jahre 1867 5000 t Manganerz, das größtenteils nach England exportiert wurde.

Er hatte überlegt, die Eltviller Salzquelle im Sülbachtal zu nutzen. Doch habe sie sich mit Süßwasser vermischt gezeigt und sei sehr abgelegen, „wogegen das Thal von Kiedrich für einen zukünftigen Bad- und Kurort eine weit vorteilhaftere Lage“ bot.

Nun hatten im Jahr zuvor, 1884, einige Kiedricher Bürger den inzwischen verschütteten Stollen der Grube Kahlenberg wegen Spuren von Salzwasser frei gelegt, und Reuss findet ihn mit Wasser gefüllt vor. Um ihn befahren zu können, muss er einen Abfluss zum Bach hin herstellen. Im Stollen stellt er fest, dass das Salzwasser vorwiegend zwischen dem 24. und 32. Stollenmeter aus dem Serizitgneis austritt. An diesen Stellen findet sich Sinter von manganhaltigem Eisenocker (Brauneisen).

Am 9. Juni 1886 setzt Reuss eine erste Bohrung zur Fassung der Salzquelle an, 50 m westlich der Stollenmündung (Abb. 1). Es ist wohl die Stelle, wo z.Z. des Pfarrers Zaun eine alte Salzquelle bei Heinrich Buschmanns Mühle ausgetreten war.<sup>20</sup> Die Bohrung oblag dem Unternehmer Fürst aus Mainz und erfolgte im Freifall-Handbetrieb. Mehrmals brach der Bohrmeißel ab und wurde herauf geholt. Zuletzt brach er bei 39 m und konnte nicht gehoben werden. Man wollte ihn mit Dynamit im Bohrloch zertrümmern, doch dies sowie ein Versuch mit „Schießbaumwolle“ misslingen. Aber durch die Sprengversuche erhöhte sich der Wasserzudrang von 60 l/min auf 240

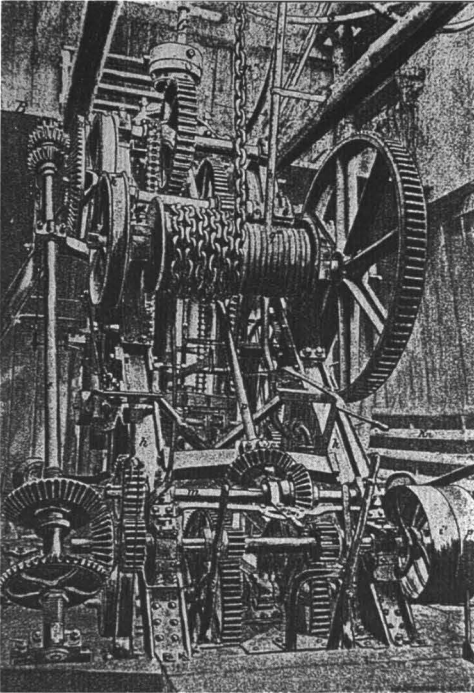


Abb. 3: Diamant-Bohrmaschine, die die Virchowquelle erbohrte.

l/min. Schließlich stieg das Salzwasser als Sprudel einen Meter hoch über die Oberfläche.

Das Wasser wurde alsbald von Eltviller Ärzten wie auch von der Heilanstalt Eichberg genutzt und wegen seiner Heilkraft gerühmt. Mit einem Berliner Geschäftshaus wurde ein Vertrag zum Versand des Heilwassers abgeschlossen. Die Berliner schickten den Gerichtschemiker C. Bischoff zur Untersuchung des Wassers, und er erstellte 1888 eine erste Analyse.

Im März 1887 hatte Reuss eine zweite Bohrung angesetzt. Statt auf der gleichen Talseite, wie er zuerst vorhatte, ging er nun auf die andere Seite, weil der Untergrund dort weniger abschüssig und moorig war und der Bohrturm (17 m hoch) und die Maschinen (15 t) dort sicherer standen und weil es eine „gutgehaltene breite Straße“ gab. (Die befestigte Straße nach Hausen v.d.H. allerdings wurde erst 1923 fertig gestellt). So stand die zweite Bohrung, die spätere „Virchow-Quelle“, schließlich 120 m westlich der ersten.

Am 29. März 1887 begann der Bohrunternehmer Przibilla aus Köln mit der Arbeit. Bis zum 20.

November hatte man im Freifallverfahren 67 m erreicht. Dann versagte der Stahlmeißel, und das Bohrloch wurde immer schiefer. Im April 1888 übernahm Hugo Lubisch aus Loslau die Bohrung und setzte Diamantbohrkronen zur Bohrkerngewinnung mit einer englischen Bohrmaschine mit Lokomobilantrieb ein. Sie galt damals als modernste ihrer Art, doch wegen vieler aus- und einrückbarer Kegelräder hatte sie ausgesprochen schlechten mechanischen Wirkungsgrad.<sup>21</sup> (Abb. 3)

Bis August 1888 war das schiefe Bohrloch korrigiert, und bis 2. Oktober war die Endtiefe von 183,8 m erreicht. Der Hauptzufluss von Salzwasser erfolgte zwischen 120 und 150 m aus den Klüften im Serizitgneis, dem gleichen Gestein, aus dem auch die Eltviller Salzquelle und der Wiesbadener Kochbrunnen ihr Wasser beziehen. Verstärkt wurde der Zufluss durch Sprengungen mit gut 20 kg Dynamit und kräftiges Pumpen. Zuletzt traten 394 l/min aus dem Bohrloch; das Wasser sprang einen Meter hoch wie beim ersten Sprudel. Zusätzlich zu eisernen wurden 100 mm kupferne Röhren bis in 70 m Tiefe eingebaut. Die Bohrung hatte 36 Bohrkronen mit insgesamt 304 Karat Diamanten verschlissen, nach heutigem Wert für rund 50000 Euro.

Stunend hatte ein junger Mann die Arbeiten verfolgt: Anton Raky, Sohn von Franz Raky, der 1877 die „Gemeindemühle“, die spätere obere Rehmühle, gekauft hatte. Anton Raky lernte Schlosser und wurde im Bohrgeschäft ungewöhnlich erfolgreich. Er verbesserte die Geräte so entscheidend, dass die Bohrleistung um das Mehrfa-



Abb. 4:  
Anton Raky  
(1867–1943).

che gesteigert werden konnte. Auch erschloss er Erdöl- und Eisenerzlagerstätten.<sup>22</sup>

Werner Arnold nennt Raky eine faszinierende aber auch umstrittene Persönlichkeit: „Raky war voll von Unternehmungsgeist und Ideen ... Da er auch auf eigene Rechnung Lagerstätten erkundete und das Glück nicht immer auf seiner Seite stand, gestalteten sich auch seine Vermögensverhältnisse recht wechselhaft. Hinzu kam, dass das Bankkapital aus Gründen der Profitsicherung die Unternehmungen dieses Mannes einengte ... Trotz der nicht immer leichten Zusammenarbeit ... bestätigen noch heute (1973) lebende Mitarbeiter, dass sich kaum jemand ... der Wirkung, die dieser Mann ausübte, entziehen konnte“.<sup>23</sup> (Abb. 4).

## Die „Virchow-Quelle“

Auf dem Internistenkongress vom 15.–18. April 1889 in Wiesbaden wird das Kiedricher Sprudelwasser im Roten Saal des Kurhauses den Ärzten vorgestellt und findet allgemeine Anerkennung.<sup>24</sup> Am 24. Juni rühmt Reuss seinen neuen Sprudel in einem Vortrag bei der Versammlung des Nassauischen Vereins für Naturkunde im Hotel Reisenbach zu Eltville, wo ein Festmahl stattfindet. Danach gelangt man nach Kiedrich zu einer Rast im Gasthaus Engel, dann werden Valentinuskirche und Kapelle besichtigt. Vor Ort präsentiert Reuss seinen Sprudel zusammen mit dem Rohbau eines Logier- und Badehauses. „Das Wasser, welches von zierlichen Nymphen in weissen Kleidern ... gereicht wurde, zeichnete sich durch Klarheit und sehr angenehmen Geschmack aus“.<sup>25</sup>

1890 wird das Logier- und Badehaus eröffnet und firmiert unter A. Bosse & Co. Es hat vier Badekabinen, doch die Kurgäste müssen wegen fehlender weiterer Ausstattung in Kiedrich untergebracht werden. Bis zu 45000 Flaschen Kiedricher Sprudelwasser werden jetzt jährlich verschickt, und der Kiedricher Sprudel hat Vertretungen in 52 Städten. (Abb. 5).

1899 analysiert Heinrich Fresenius das Sprudelwasser vor Ort, und ein Jahr später werden die Ergebnisse veröffentlicht. Schon 1888 hatte der Vater, Remigius Fresenius, die aus dem Sprudel ausströmenden Gase untersucht. Von 1899 bis 1900 zeichnet M. Ludloff als Quellenbesitzer,



Abb. 5: Werbedruckschrift des Kiedricher Sprudelverands Bosse & Co. von 1890.

1901 ein Herr Heymann. 1902, nach dem Tod des Arztes und Sozialpolitikers Rudolf Virchow, wird die Quelle „Virchow-Quelle“ genannt. Die „Kuranstalt Kiedrichtal“ wirbt jetzt mit einem eingefriedigten Waldpark von 120000 qm und ozonreicher Gebirgsluft. Über dem Sprudel steht ein Brunnenpavillon. „In der Mitte des mit Platten ausgelegten Gebäudes erhebt sich eine oben kreisförmig endende Schale aus Sandstein, aus der eine ähnliche kleinere Schale emporsteigt. Aus der oberen Schale, in welche das in das Bohrloch eingelassene Rohr mündet, sprudelt das Mineralwasser klar in erheblicher Menge heraus, daneben strömen fortwährend Gase in grösseren und kleineren Bläschen aus. Von der oberen Schale ergiesst sich das Wasser in zahlreichen kleinen Strömen in die untere Schale, wodurch es in heftige Bewegung kommt, so dass in der unteren Schale eine deutliche Kohlensäureentwicklung wahrgenommen werden kann. Beide Schalen sind mit rötlichem Ocker überzogen“.<sup>26</sup>



Abb. 6: Tropfenförmig gestalteter Überlauf der Virchowquelle von 1966.

Nachdem die „Verwaltung der Virchow-Heilquelle Kiedrich“ eine Umfrage an Ärzte und Patienten über die Wirkung des Wassers gestartet hat, kommen zwischen 1904 und 1914 zahlreiche sehr positive Erfahrungsberichte zurück. Im Vordergrund stehen Heilerfolge bei Gicht, Darmträgheit, Magenbeschwerden, Herzklopfen, Arteriosklerose, „Tabakherz“, Asthma, Kopfschmerzen und Schwindelanfällen sowie „erschlafte Natur“ und schlechtem Allgemeinbefinden. Zur Anwendung wird empfohlen: „Die Kur beginne man mit einer halben Flasche täglich ... gut erwärmt Morgens nüchtern etwa eine halbe Stunde vor dem Kaffee. Nach 4–6 Tagen trinke man eine ganze Flasche bis zwei Flaschen, indem man Morgens nüchtern eine halbe bis eine ganze Flasche, Mittags und Abends vor dem Essen je eine viertel bis halbe Flasche trinkt“. „Bäder erhöhen die Wirkung der Trinkkur“. „Diätetisch empfiehlt sich Mäßigung in jeder Beziehung. Erlaubt ist Café oder Tee oder Cacao oder Milch, Suppe und Fleisch jeder Art (mit Aus-

nahme fetten Schweine- und Hammelfleisches), empfohlen reichlicher Gemüsegenuß, unbedenklich leichtes Backwerk und Süßspeisen, sowie der mäßige Genuß leichter Naturweine, besonders mit Selterswasser. Eingeschränkt oder ganz zu meiden sind stark alkoholhaltige Getränke, schweres Bier und Tabak. Bäder und Spaziergänge mit mäßigem Bergsteigen beleben und erhöhen die Verdauungstätigkeit und die Blutzirkulation.“ „Wenn der Salzgeschmack unangenehm empfunden wird, empfiehlt es sich, der Virchow-Heilquelle Zitronensaft nach Belieben zuzusetzen“.<sup>27</sup>

Die „Kiedricher Sprudel-Pastillen“ wurden „direct an der Quelle durch einfaches Abdampfen gewonnen und unter ärztlicher Controlle bereitet“. Sie wurden als eine Art Universalmittel gegen alle beim Wasser genannten Leiden empfohlen. Es sollen all die, „die längere Zeit in dumpfer, unreiner Luft verbringen müssen, in Fabriken, Contoren etc. sowie die Frauen, die weniger an die Luft kommen, stets eine Schachtel Kiedricher Sprudel-Pastillen zur Verfügung haben“. „Namentlich bei kalter, rauher und feuchter Jahreszeit möge man beim Verlassen des Hauses eine Pastille in den Mund nehmen und dieselbe langsam darin zergehen lassen ...“

Kennzeichnend für die Quelle ist der häufige Wechsel der Eigentümer oder der Pächter, allein im 20. Jahrhundert gab es vierzehn. Nach dem 1. Weltkrieg 1916–1918 diente das „Kurhaus“ als Lazarett, um 1940 firmiert O. Kleins, Köln, als Besitzer der Anlagen. 1941 wurde das Bad der NSV überlassen, und 1949 erhielt die Gemeinde Quelle und Gebäude vom Staat zurück. Noch um 1959 wird Kiedricher Sprudel verschickt. 1962 werden Quelle und Kurhaus an die Gemeinnützige Urlaubs- und Lohnausgleichskasse der Bauwirtschaft verkauft. Eine Unterwasserpumpe fördert Wasser aus dem Bohrloch in ein Schwimmbecken am Hahnwald.

Seit 1966 ist die Virchowquelle mit einer tropfenförmigen Fassung versehen, und ihr Wasser ist kostenlos zu gebrauchen. Sie speist auch eine Wassertretanlage, die dank des Salzgehaltes auch im frostigen Winter von eisernen Naturen genutzt werden kann. (Abb. 6).

Außer noch heute unumstrittenen medizinischen Binsenweisheiten lassen sich die genannten

Heilerfolge mittels der Analyse bestätigen oder erklären. (Tab. 1).

**Tabelle 1:** Analyse der Virchowquelle (Fresenius 1939) und des Wiesbadener Kochbrunnens (Fresenius 1986) im Vergleich (Angaben in mg/kg):<sup>28</sup>

Virchowquelle		Kochbrunnen
K <sup>+</sup>	189,3	88,0
Na <sup>+</sup>	2561	2625
Li <sup>+</sup>	11,53	3,3
NH <sub>4</sub> <sup>+</sup>	9,89	5,4
Ca <sup>2+</sup>	408,0	341
Sr <sup>2+</sup>	16,05	15,3
Ba <sup>2+</sup>	0,2785	0,87
Mg <sup>2+</sup>	23,16	47,0
Fe <sup>2+</sup>	3,553	2,8
Mn <sup>2+</sup>	1,376	0,38
Cl <sup>-</sup>	4700	4530
Br <sup>-</sup>	2,239	4,1
J <sup>-</sup>	0,019	0,04
SO <sub>4</sub> <sup>2-</sup>	85,28	68,9
HPO <sub>4</sub> <sup>2-</sup>	0,135	0,2
HAsO <sub>4</sub> <sup>2-</sup>	0,1886	0,20
HCO <sub>3</sub> <sup>-</sup>	417,5	567
H <sub>2</sub> SiO <sub>3</sub>	64,12	79,9
freie CO <sub>2</sub>	158,5	467

NaCl, Kochsalz, ist als Lösung ein leichtes Aperitivum, fördert die Magensaftsekretion und wirkt leicht abführend durch Anregung der Darmperistaltik und ist sicherlich wirksam gegen Appetitlosigkeit und Verdauungsstörungen. Salzwasser ist auch schleimlösend und kann so bei Heiserkeit und Katarrh der Luftwege helfen. Der hohe Lithiumgehalt des Kiedricher Mineralwassers mag gegen Gicht wirken, denn es kann Harnsäure auflösen. Lithiumverbindungen gelten auch als Nervenberuhigungsmittel, in höherer Dosis sind sie toxisch. Zweiwertiges Eisen ist in dem unmittelbar an der Quelle getrunkenen Wasser gelöst und körperverfügbar, es kann Blutarmut und Bleichsucht bekämpfen.

Die Reuss-Bohrung 2 hat gezeigt, dass das Salzwasser aus der Tiefe aufsteigt: die Hauptzuflüsse kamen aus Spalten zwischen 120–150 m. Nach der Geothermischen Tiefenstufe von 1°C pro 33 m kommt es aus mindestens 700 m Tiefe.



Abb. 7: Fossilien aus dem „Cyrenenmergel“ des Mainzer Meeresbeckens aus Baugruben in Kiedrich.

Woher aber stammt das Kochsalz? Bei einer Quellschüttung von 169 bis 190 m<sup>3</sup>/Tag kommen pro Jahr rund 365 t an die Oberfläche, seit 1888 sind es rund 1100 t ? Reuss vermutete, das Salz stamme aus einem ehemaligen Meeresbecken. Tatsächlich lässt sich nachweisen, dass das Gebiet des heutigen Kiedrich noch in der Tertiärzeit Meer war.

Bei der Rosenstraße – Nelkenweg – Fritz-Erler-Straße stehen die Häuser auf einem grauen Ton (ehemals „Letchkaut“). In ihm finden sich Reste meeresbewohnender Schnecken, Muscheln, Fische, Seepocken und Muschelkrebse. (Abb. 7). Es sind aber im Untergrund keinerlei Hohlräume bekannt und zu erwarten, die solch große Mengen Salz speichern könnten.

Es bleibt nur die Möglichkeit, dass das Salz aus praktisch unerschöpflichen Salzlagern stammt und auf kompliziertem Weg aus großer Entfernung vom Wasser heran transportiert wird. Nächstegelegene Vorkommen sind im Raum Fulda sowie am Neckar. Es ist am ehesten wahrscheinlich, dass die Salinarwässer von Kiedrich, Eltville, Wiesbaden und Assmannshausen von Süden her anströmen.

### Literatur und Anmerkungen

<sup>1</sup> Meyer zu Ergmassen, H.: Der Oculus Memoriae. Ein Güterverzeichnis von 1211 aus Kloster Eberbach im Rheingau. – Veröff. histor. Kommiss. Nassau, 31; Wiesbaden 1981–84. (Hinweis von Dr. J. Staab, Johannisberg). Bd. 2, IX 21.

<sup>2</sup> HstAW 101/469 und 108/2700.

<sup>3</sup> Der Wurzelborn entspringt bei dem inzwischen gefällten Naturdenkmal Zwölf-Apostel-Buche am Fuß des Heidekopfes, rund 1250 m nordwestlich der Waldmühle in 374 m ü.NN.

<sup>4</sup> Christoph Hock war von 1770 bis 1810 Oberschultheiß zu Kiedrich.

<sup>5</sup> Johann Friedrich von Pfeiffer (1718–1787) war ab 1782, obgleich Protestant, Professor für Kameralwissenschaften an der Universität Mainz. Zu diesem Fach gehörten auch die unterirdi-

sche Geographie, Chemie, Physik und Mineralogie. Er forderte höheren Stellenwert für das Bergwerks- und Schmelzwesen. Vgl. Napp-Zinn, A. F.: Johann Friedrich von Pfeiffer und die Kameralwissenschaften an der Universität Mainz. – Beitr. Gesch. Univ. Mainz, 1; Wiesbaden 1955.

<sup>6</sup> Christian Schulz war „Berggeschworener“ in der Kurfürstlichen Bergwerks- und Mineralbrunnen-Kommission. Er hatte u.a. die „unterirdische Meßkunst“ erlernt, war also Markscheider.

<sup>7</sup> Mit „Eisenbrand“ ist hier sicherlich nicht das Eisenbrandz Pitticit gemeint, ein Arsen-Eisen-Sinter, der im Harz vorkommt.

<sup>8</sup> Kastner, K. W. G.: Ueber Nassau's Thermalquellen. Beobachtungen, Versuche und Bemerkungen. – Arch. ges. Naturl., 13,4; 14,1 und 18,4; Berlin 1828–29.

<sup>9</sup> Stiff, C. E.: Geognostische Beschreibung des Herzogthums Nassau in besonderer Beziehung auf die Mineralquellen dieses Landes. – Wiesbaden 1831.

<sup>10</sup> Stolterfoth, A. v.: Beschreibung, Geschichte und Sage des Rheingaus und Wisperthaales. – Mainz 1840. Neudruck Kelkheim 1985 u. 1992.

<sup>11</sup> Vogel, C. D.: Beschreibung des Herzogthums Nassau. – Wiesbaden 1843. Neudruck 1971.

<sup>12</sup> Anderle, H.-J. & Kirnbauer, T.: Das Schwespat-Vorkommen von Naurod im Taunus (Bl. 5815 Wehen) – eine prävaristische Gangmineralisation. – Geol. Jb. Hessen, 121; Wiesbaden. Schwespat gehörte im Herzogtum zu den verleihbaren Mineralien und war damit dem Verfügungsrecht des Grundeigentümers entzogen.

<sup>13</sup> Kgl. Oberbergamt Bonn (Hrsg.): Beschreibung der Bergreviere Wiesbaden und Diez. – Bonn 1893.

<sup>14</sup> Akten betr. die Berechtigungsverhältnisse, den Betrieb und die Verwaltung des Schwespat-Bergwerks „Simon“ bei Kiedrich. – 1849–1978. Herrn Knevels, Wiesbaden. gilt der besondere Dank des Verfassers für die Möglichkeit der Einsichtnahme in die Akten.

<sup>15</sup> Dankenswerte Mitteilung von Dr. med. A. Harding, Kiedrich, Weihermühle.

<sup>16</sup> Koch, C.: Erläuterungen zur geologischen Specialkarte von Preussen und den Thüringischen Staaten. Gradabtheilung 67, No. 59, Bl. Eltville. – Berlin 1880.

<sup>17</sup> HstAW 211/8075.

<sup>18</sup> Lageplan s. Anm. 17. Nach diesem floss der Bach vorwiegend durch den Mühlgraben am westlichen Talhang; in der Talmitte gab es nur einen „Waßerungsgraben“. Vor dem Stollen ist der Aushub dargestellt, mit dem die Höherlegung des Geländes begann, wodurch heute der Stollenmund verschüttet ist.

<sup>19</sup> Reuss, A.: Die Bohrungen bei Kiedrich. – Jb. Nass. Ver. Naturk., 42; Wiesbaden 1889.

<sup>20</sup> Gemeinde Kiedrich (Hrsg.): 1000 Jahre Kiedrich im Rheingau. – Kiedrich 1979.

<sup>21</sup> Bansen, H. (Hrsg.): Die Bergwerksmaschinen. Eine Sammlung von Handbüchern für Betriebsbeamte. I. Das Tiefbohrwesen. Berlin 1912.

<sup>22</sup> s. Anm. 20.

<sup>23</sup> Arnold, W. (Hrsg.): Eroberung der Tiefe. – Leipzig 1973.

<sup>24</sup> Hess. L.-Bibl. Wiesbaden, Gi 9753, 9755, 9759.

<sup>25</sup> Anonym.: Bericht über die am 24. Juni in Eltville abgehaltene Sectionsversammlung des Nassauischen Vereins für Naturkunde. – Jb. Nass. Ver. Naturk., 42; Wiesbaden 1889.

<sup>26</sup> Fresenius, H.: Chemische Untersuchung des Kiedricher Sprudels im Kiedrichthal bei Eltville am Rhein. – Jb. Nass. Ver. Naturk., 53; Wiesbaden 1900.

<sup>27</sup> Div. Prospekte der Badverwaltung Kiedrich.

<sup>28</sup> Für die Virchowquelle finden sich einige niedrigere Werte bei Stengel-Rutkowski, W.: Die Mineralquellen im Rheingau, Ursprung und Wirkung. – RHEINGAU-FORUM, 2/2002, Tab. 2, S. 19.

# Kardinal Melchior v. Diepenbrock

## Der Fürstbischof von Breslau und seine Rheingauer Wurzeln

Wenn sich die Fruchtbarkeit des Rheingaus heute überwiegend auf den Weinbau beschränkt, so waren frühere Jahrhunderte auch geprägt von einer großen Zahl an geistlichen Berufen. Manche der Kleriker aus dieser Region stiegen zu hohen und höchsten Ämtern in der kirchlichen Hierarchie auf. Dabei denken wir an Familiennamen wie Greiffenclau, Schönborn, Heimes, Kilian und Birkenstock. Letztgenannter Familie in Erbach entstammt nicht nur der Arnburger Abt Bernhard Ludwig Birkenstock, sondern auch Melchior von Diepenbrock, dessen Großmutter eine Schwester des Zisterziensers war.

Das in diesem Jahr gefeierte Gedenken an 200 Jahre Rheinromantik gibt uns Anlass, sich dieses Mannes zu erinnern, der einer der engsten Freunde von Clemens Brentano und dessen Kreis von Philosophen, Philologen und Dichtern war. Auch war Diepenbrock selbst literarisch tätig und

führte einen regen Briefwechsel mit den bedeutenden Persönlichkeiten der Romantik und ihres Umfelds. Zudem war der Kardinal einer der bedeutendsten Vertreter des katholischen Deutschland im 19. Jahrhundert, geprägt von tiefer Gläubigkeit, ökumenischer Einstellung, sozialem Handeln und politischem Geschick in schwieriger Zeit. Noch heute trägt eine von ihm begründete Stiftung in seinem Geburtsort Bocholt seinen Namen. Die Erinnerung an den 1853 verstorbenen Oberhirten blieb im heutigen Erzbistum Wrocław stets lebendig. In Erbach ist vielen Bürgern bewusst, dass im markanten Emmelhainz'schen Haus, Hauptstraße 6-8, das damals der Familie Kesting gehörte, die Mutter des Kardinals Diepenbrock heranwuchs.

Melchior wurde am Dreikönigstag 1798 als Sohn des Baumwollverlegers (Fabrikanten) und Gutsbesitzers Anton Diepenbrock und seiner Frau Franziska in Bocholt, einer durch ihre Baumwollindustrie bedeutenden Stadt im westlichen Münsterland, geboren. Er war der siebte unter neun lebenden Geschwistern, seinen Eltern wegen seines sprühenden, ungezügelter Temperaments bis in die späte Jugendzeit ein

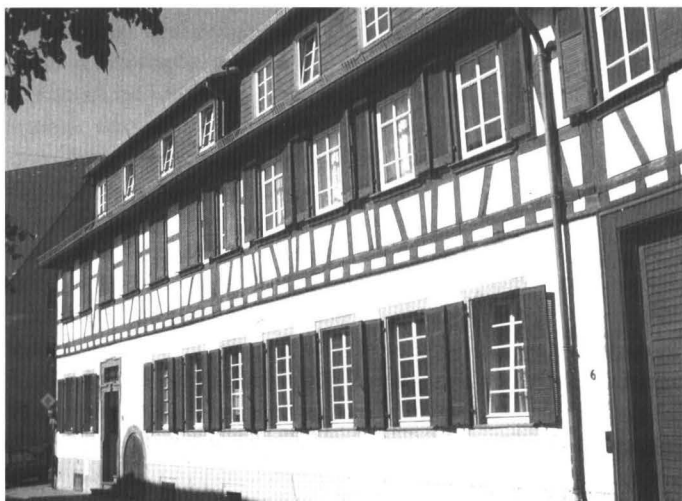


Abb. 1: Emmelhainz'sches Haus, früher Birkenstock-Kesting, Erbach, Hauptstraße 6-8

rechtes Sorgenkind. Vater Anton entstammte einem alten Geschlecht, dessen Bocholter Zweig nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges die Hinweise auf die adelige Herkunft ablegte. Das Wappen, zwei gekreuzte Schwerter, von allen Diepenbrock-Linien, u.a. den Grafen von Diepenbrock-Gronsfeld, geführt, wurde von Melchior nach seiner Erhebung in den Freiherrnstand wieder aufgenommen. Wie bereits sein Vater Bernard wurde Anton Bürgermeister von Bocholt, später Amtsrentmeister. Zeitweilig war er auch in der Verwaltung des 1803 gebildeten Fürstentums Salm tätig. Seine Unternehmensbeteiligungen im Münsterland und in Holland sowie das Gut Horst übertrug er früh seinen Söhnen und Schwiegersöhnen.

Melchiors Mutter Franziska wurde am 8. September 1763 in St. Goar als Tochter des Landgräflich-Hessisch-Rheinfelsischen Hofgerichtsrats Ferdinand Josef Kesting (1731-1813) und dessen Frau Anna Maria geb. Birkenstock, verheiratet seit 1762, geboren. Deren Vater war der Erbacher Schultheiß Peter Nikolaus Birkenstock (geb. 1701). Dieser war verheiratet mit Maria Franziska Schumann, ebenfalls aus Erbach. Ein Sohn aus dieser Ehe war Bernard Ludwig, der von 1772 bis 1799 Abt des Zisterzienser-Klosters Arnsburg in der Wetterau war. Dieser tüchtige Ordensmann, an den heute der Pfortenbau und eine Glocke von 1786 erinnern, fand seine letzte Ruhestätte in der Erbacher Pfarrkirche. Die Birkenstocks waren im 16. Jahrhundert aus Flandern oder Köln in den Rheingau gekommen und erwarben sich durch Weinbau und Weinhandel Reichtum und Einfluss. Ihre Familienmitglieder bekleideten die Ämter von Schultheiß oder Richter in Hattenheim, Oestrich, Mittelheim und Erbach. Einer der Birkenstocks, Johann Conrad (geb. 1703), zunächst in kurmainzischen Diensten, dann in kaiserlichen Diensten zu Wetzlar und Wien, wurde geadelt. Dessen Enkelin Johanna Antonia Josefa von Birkenstock heiratete 1798 im Wiener Stefansdom Franz Brentano di Tremezzo, den älteren Stiefbruder von Clemens und Bettina. Der Frankfurter Kaufmann war in Winkel begütert, wo auch heute noch die Erben wohnen, und Goethe bei seinen Rheinreisen gern zu Gast war. Ein anderer Onkel von Franziska Kesting, Jacob Engelbert Birken-

stock, lebte als Kanonikus an der Stiftskirche zu Rees am Niederrhein. Später erhielt Franziskas Bruder, Conrad Joseph Kesting (1764-1841), diese Stiftsherrenstelle. Um 1778 zog die Familie Kesting in das von Birkenstock geerbte Haus nach Erbach. Vater Ferdinand Josef führte nun den Titel eines Kurfürstlich-Mainzischen Hofgerichtsrats. Conrad Josef Diepenbrock, ein Bruder Melchiors, beschreibt seinen Großvater Kesting als einen gebildeten, frommen und redlichen Mann, der aber oft von sturer Härte, launischem Eigensinn und aufbrausender Heftigkeit geleitet wurde. Diesen negativen Eigenschaften ist es zuzuschreiben, dass seine Tochter Franziska „bei Nacht und Nebel“ aus dem Elternhaus floh und ab Mainz mit dem Schiff zu ihrem Onkel nach Rees reiste. Dort lernte sie den mit Kanonikus Birkenstock befreundeten Anton Diepenbrock kennen, den sie bald in Erbach vorstellte.

Am 25. September 1787 heiratete das Paar und wohnte in dem herrschaftlichen Haus an der Bocholter Osterstraße und auf dem Gut Horst vor den Toren der Stadt. Dort wuchs Melchior im großen Kreise seiner Geschwisterschar heran.



Abb. 2: Franziska Diepenbrock, geb. Kesting, zeitgen. Gemälde in der Sammlung Diepenbrock, Bocholt

Heinrich Förster, der Nachfolger Melchiors auf dem Breslauer Bischofstuhl, berichtet über das Diepenbrock'sche Familienleben: „...waltete im ganzen Hause Einfachheit und Ordnung, durchweht vom Geiste gesunder Frömmigkeit, welcher Einmut und Behagen über alle seine Bewohner verbreitete“. Melchior war bald schon Mittelpunkt der Familie, denn, wie Förster berichtet, „war die Liebe der Eltern und Geschwister, der Lehrer und Freunde, der Diener und selbst der Haustiere ihm zugewandt und er wusste sie allen lustig liebend zu vergelten, bisweilen auch zu missbrauchen“. Tatsächlich aber war der Knabe schwer zu lenken und neigte zum Jähzorn, wohl ein Erbe seines Erbacher Großvaters. So gaben die Eltern den Fünfjährigen in die Schule, in der Hoffnung, dass ihm hier Zügel angelegt würden. Zwar gehörte Melchior dort wegen seiner überdurchschnittlichen Intelligenz zu den Besten, aber nicht zu den Fleißigsten. Er steckte voller Schelmenstreiche, womit er sein unausgefülltes Energiepotential absorbierte. Auch ein für ihn eingestellter Hofmeister konnte mit dem Knaben nicht fertig werden. Er wurde nun Vikar Büttner in Velen übergeben, der eine Lehranstalt führte. Melchior gewann das Herz des strengen Herrn, musste aber bald das Institut wieder verlassen, nachdem er den Turm des Velener Grafenschlosses erklommen und das Glockenspiel in Gang gesetzt hatte. Die Eltern schickten nun ihr Sorgenkind auf das Knabeninstitut Borg in Wilkinghege bei Münster. Aber auch dort war der Junge nicht zu halten. Da er Kameraden anstiftete, sich an seinen Streichen zu beteiligen, musste er nach neun Monaten auch diese Anstalt verlassen. Die militärischen Erfolge Napoleons und seiner Grande Armée entfachten in Melchior den Wunsch, ein großer Feldherr zu werden. Schweren Herzens gestatteten ihm die Eltern, dass er 1810 in das französische militärische Lyceum in Bonn eintreten konnte. Aber da es beim Militär nicht ohne Disziplin und Pünktlichkeit geht, stand der Junge sich auch dort bald im Wege und wurde wegen Indisziplin fristlos entlassen. Weitere Stationen der unstillen Jugend war die Tätigkeit in einem Domänenbüro und Privatunterricht, wobei sich Melchior besonders für Mathematik und Naturwissenschaften interessierte, mehr noch aber für Reiten und die Jagd.

1813 trat der Fünfzehnjährige in die neugegründete Landwehr des Kreises Borken ein, nach dessen Auflösung in ein französisches Linienregiment. In Frankreich stationiert, begann Melchior ein übles Soldatenleben, das „seinen Vater viel Geld und seine Mutter manche Träne gekostet hat“ (J. H. Reinkens). Der eintönige Garnisonsdienst war Melchior zuwider, er verstrickte sich in Streitigkeiten und Duelle. So rieten ihm seine Vorgesetzten, seinen Abschied zu nehmen. Wieder war der junge Mann zuhause und half dort in der Landwirtschaft mit. Die Religion hatte er „ganz in den Hintergrund seiner Seele gedrängt“ (H. Förster). Der Herbst 1818 sollte dann die große Wende bringen, sozusagen ein Paulus-Erlebnis. Auf Drängen von Clemens Brentanos Bruder Christian reiste der bedeutendste theologische Lehrer Deutschlands, Johann Michael Sailer, Professor an der Universität Landshut, nach Dülmen, um dort die stigmatisierte Augustinerin Anna Katharina Emmerick zu besuchen. Dort traf man auch Clemens Brentano, der ja die Visionen der Stigmatisierten in seinem berühmt gewordenen und viel gelesenen



Abb. 3: Melchior Diepenbrock als Domdekan in Regensburg, Gemälde von Emilie Linder, 1837

– heute aber fast vergessenen – Betrachtungsbuch „Das bittere Leiden unseres Herrn Jesu Christi, nach den Betrachtungen der gottseligen Anna Katharina Emmerick“ (1833) wiedergab. Auf dieser Reise besuchte Sailer die Familie Diepenbrock auf Gut Horst. Es kam nach anfänglicher Verweigerung Melchiors zu einer Aussprache zwischen ihm und dem großen Seelsorger. Melchior Diepenbrock betrachtete später diese Unterredung als sein Damaskuserlebnis. Spontan entschloss er sich, Sailer nach Landshut zu folgen. Seit dem Sommersemester 1819 studierte er dort Kameralistik (etwa Staatswissenschaft), aber immer noch war er ein Suchender. Erst allmählich reifte in Melchior der Entschluss, Theologie zu studieren. Dazu beigetragen hat sicher auch ein Besuch Diepenbrocks bei Anna Katharina Emmerick in Dülmen. 1819 trat Melchior in das Priesterseminar in Mainz ein, eine der hervorragendsten Theologenschulen Deutschlands. Es fiel ihm aber schwer, sich in die Gemeinschaft der meist jüngeren Kommilitonen einzufügen, und er verließ Mainz, um in das Klerikalseminar zu Münster überzuwechseln. Aber auch dort hielt es ihn nicht lange, er brach seine Studien ab. Es zog ihn zu Sailer, der inzwischen

Domkapitular in Regensburg geworden war. Privat setzte Melchior unter Sailers Anleitung seine theologischen Studien fort und wurde am 27. Dezember 1823 von dem inzwischen zum Weihbischof erhobenen Sailer zum Priester geweiht. Nun folgte eine Zeit als Privatsekretär Sailers, in der Diepenbrock seine Studien fortsetzte. Vor allem beschäftigte er sich, angeregt durch die Bewegung der Romantik mit all ihren Strömungen, intensiv mit den bedeutenden Gestalten der Mystik. 1826 erschien seine Übersetzung der in französischer Sprache verfassten Biographie des großen Theologen François Fénelon. Er übersetzte Calderons allegorisch-religiöses Festspiel „Das Leben ein Traum“ und gab eine Sammlung geistlicher Lyrik heraus unter dem Titel „Geistlicher Blumenstrauß“, welche ungezeichnete, wohl aus Diepenbrocks Feder stammende Gedichte enthält (1829). Dieses Buch fand auch den besonderen Beifall von Melchiors Landsmännin Annette v. Droste-Hülshoff, mit der er in späteren Jahren korrespondierte. Im September 1827 weilte Melchior zu Besuch bei Familie Brentano in Winkel. Seit 1828 arbeitete er dann an der Herausgabe von Sailers Schriften in 41 Bänden. Als Sailer 1829 die Regensburger Bistumsleitung übernahm, war es Diepenbrock, der den ersten Hirtenbrief verfasste. 1830 berief König Ludwig I. von Bayern den jungen Geistlichen in das Regensburger Domkapitel, dessen Dekan Diepenbrock 1835 wurde. Er war nun sehr in die Aufgaben der Bistumsleitung einbezogen, was ihm gar nicht lag. An seinen Freund Joseph Görres schrieb er in dieser Zeit: „Ich stecke jetzt bis zum halben Leib in den Consistorialakten und wehre mich, dass sie mir nicht über den Kopf wachsen. Leider ist das meiste, was darin vorkommt, unangenehm“. Als Bischof Sailer 1832 starb, brach für Diepenbrock eine Welt zusammen. Er fühlte sich einsam und verlassen. Ab Mai 1832 wohnte Clemens Brentano eine zeitlang bei seinem Freund im Kanonikatshaus, Hier stellte er seine Emmerick-Schrift fertig. Brentano schildert Diepenbrocks Garten zwischen dem Dom und St. Ulrich als ein biedermeierlich-frommes Idyll, als einen Ort, wo man unter einer „alten gothischen Säule mit einem Sakramentshäuschen...zwischen lauter Altären...Früchte essen und Blumen brechen“ könne. Als Clemens im Herbst 1833 nach



Abb. 4: Fürstbischof Melchior v. Diepenbrock, Bleistiftzeichnung von Wilhelm Hensel, 1851

München übersiedelte, verfasste er ein kunstvolles Gedicht über den „Nachbarn Dom“, das er seinem Passionsbuch voransetzte. Er widmete dieses Abschiedsgedicht seinem Freund Melchior. Eine gewisse Hilfe bedeutete Diepenbrock sicher, dass 1834 seine Schwester Apollonia nach Regensburg zog, um, getrieben von ihrem ausgeprägten karitativen Sinn, in der Niedermünstergasse ein Heim für alte, kranke und mittellose Menschen einzurichten. Diepenbrock nahm seine Übersetzungstätigkeit wieder auf und unterhielt einen regen Schriftwechsel mit vielen Freunden, vor allem Mitgliedern der Familie Brentano. Besonders umfangreich ist der hinterlassene Briefwechsel mit Clemens (gest. 1842), der in seinem Testament Apollonia und Melchior Diepenbrock je 1000 Gulden vermachte. Mit tiefer Besorgnis verfolgte der von Sailer geprägte Domdekan das Anwachsen der ultramontanen Bewegung und die damit einhergehenden konfessionellen Spannungen. 1842 zum Generalvikar ernannt, legte Diepenbrock aber bereits 1844 dieses Amt nieder, da es zu immer stärkeren Kontroversen mit seinem Bischof Valentin Riedel wegen dessen kirchenpolitischen Kurses

kam. Melchior wandte sich in dieser Zeit verstärkt dem Studium der Mystiker zu.

Diepenbrock wurde sowohl vom bayerischen als auch vom preussischen König sehr geschätzt. So blieb es nicht aus, dass er seit 1840 wiederholt als Kandidat für höhere Kirchenämter im Gespräch war, u.a. als Koadjutor in Köln, als Bischof von Speyer, als Dompropst in Köln und bereits 1841 als Bischof von Breslau. Er hatte jede dieser Berufungen abgelehnt. Doch 1845 wählte das Breslauer Domkapitel mit neun von dreizehn Stimmen Diepenbrock erneut zum Fürstbischof. Aber erst auf Drängen des preussischen Königs Friedrich Wilhelm IV. und besonders des Vatikans nahm dieser die Wahl an, um, wie er sagte, „als Mann des Papstes nach Schlesien zu gehen“. Nun wurde er mit Ehren überhäuft. Die Stadt Regensburg ernannte den scheidenden Domdekan zum Ehrenbürger, das Domkapitel ihn zu ihrem Ehrenmitglied, die Universität München verlieh ihm die Ehrendoktorwürde. Eine besondere Ehrung wurde ihm von seinem bisherigen Landesherrn zuteil: König Ludwig I. erhob den Scheidenden in den Freiherrnstand. Am 9. Juni 1845 wurde Diepen-

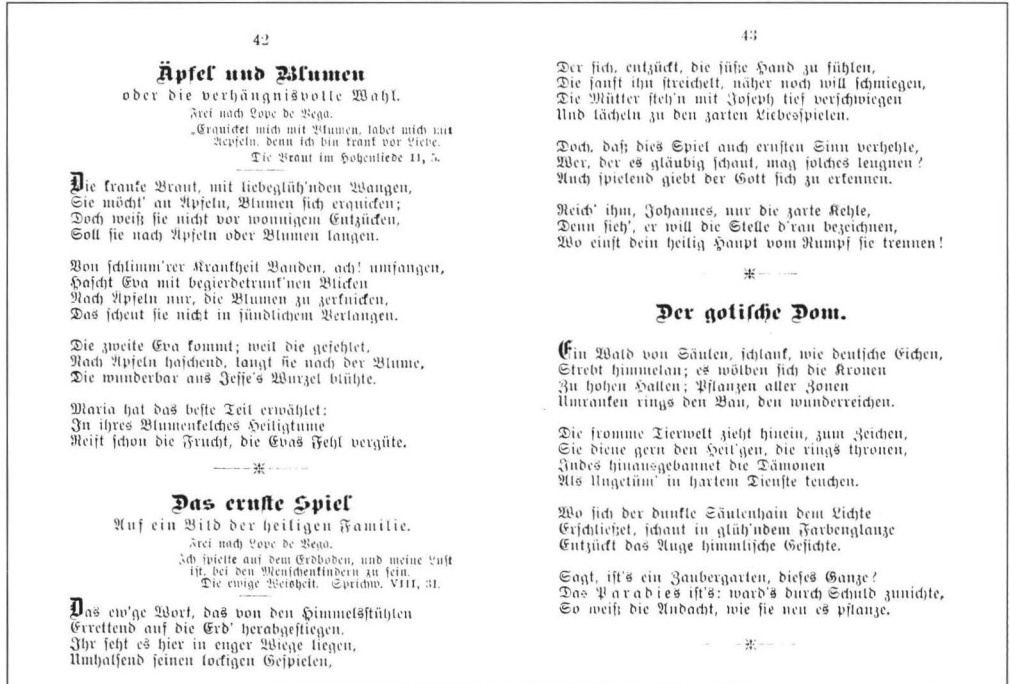


Abb. 5: Zwei Seiten aus dem "Geistlichen Blumenstrauß" (das dritte Gedicht von M.v. Diepenbrock), Hamm ca. 1900



Mitteln. In Oberschlesien war zwei großen Übeln zu begegnen, dem Hungertyphus und der „Branntweinpest“. Mit der ihm eigenen Energie setzte sich der Oberhirte für Hilfsmaßnahmen zugunsten der Armen ein und veranlasste auch die staatlichen Instanzen zu wirksamer Hilfe. Den unmäßigen Branntweingenuss bekämpfte Diepenbrock nicht nur durch Förderung der Enthaltensamkeitsbewegung, sondern ganz pragmatisch auch durch den Bau von Bierbrauereien. So erwarb sich der Bischof weit über die Grenzen seines Bistums hinaus den Ruf eines wahren Vaters der Armen und Notleidenden. Er gewann das Vertrauen seiner Diözesanen und eine Verehrung, die weit über seinen Tod hinausreichte. Im Aufstandsjahr 1848 war seine Haltung eindeutig auf den Erhalt der öffentlichen Ordnung gerichtet. Der Schutz von Personen und Eigentum lag ihm am Herzen. Er anerkannte allerdings auch die Berechtigung vieler Klagen aus der Bevölkerung und mahnte seinerseits gerechtere Strukturen an.

Lieber Melchior!

Ich bin die unverwundliche Liebe  
und weißes dem wagt fast großen  
Siegeln und mir sehr angenehm  
Defizit einige Liebe. Bisher kein  
ist und ebenfalls von L. S. Geupel  
und wird Aggel von S. S. Ich wünschte  
die S. S. interessant für, der größte  
auftritt, auf Malzfall zu führen.  
Ich wünschte es solle mangelt der dem  
gesehen mit dir, dann sei es eben und auf  
Hoff von Malzfall.

Gott segne dich  
Clement

Abb. 7: Schreiben von Brentano an Diepenbrock, in dem er ihm den Besuch des Architekten Karl Friedr. Schinkel in Regensburg ankündigt (undatiert)

In all dieser Zeit setzte Diepenbrock seine Korrespondenz mit seiner großen Freundeschar und mit seiner weitverzweigten Familie fort. Mit vielen Gestalten des literarischen Lebens stand er in schriftlicher Verbindung, so u.a. mit der Droste und dem Flamen Hendrik Conscience (1812-1883), einem der Begründer der neueren flämischen Literatur. Bereits 1845 waren drei Novellen unter dem Titel „Flämisches Stillleben in drei kleinen Erzählungen“ in der Übersetzung Diepenbrocks erschienen. Später übersetzte er den auch heute noch gelesenen Roman „Der Löwe von Flandern“, ein Buch, das wesentlich zur Stärkung des Selbstbewusstseins der Bevölkerung Flanderns beitrug. Die Beschäftigung mit der Literatur seiner Zeit war Ausgleich für die Strapazen des Amtes und die fortschreitende Krankheit des Verdauungsapparates. Sobald es immer möglich war, verbrachte er die Zeiten des Studiums und der Vorbereitung auf dem Sommersitz der Breslauer Fürstbischöfe, dem Schloß Johannesberg. Gern wanderte der Bischof durch die reizvolle Landschaft des Riesengebirges.

1848 hatte der Papst dem Bischof ein weiteres Amt übertragen, er wurde Apostolischer Delegat für die Seelsorge in der preussischen Armee. Im Mai 1849 fand in Breslau die zweite "Generalversammlung der katholischen Vereine Deutschlands" statt. Die erste Versammlung, aus der die Katholikentage hervorgingen, hatte in Mainz stattgefunden. 1850 anerkannte der Papst den segensreichen Einsatz des Breslauer Oberhirten durch die Erhebung in den Kardinalsstand. Diepenbrock waren aber nur noch wenige Jahre reger Tätigkeit vergönnt. Am 20. Januar 1853 starb Melchior Kardinal von Diepenbrock ruhig und gefasst im Beisein seiner Schwester Apollonia auf Schloß Johannesberg an Darmkrebs, wie die von ihm noch angeordnete Obduktion ergab. Am 26. Januar wurde der verehrte Oberhirte feierlich vor dem Hochaltar seiner Bischofskirche beigesetzt. Ein einfacher Stein deckte die Gruft, der beim Untergang

des Domes 1945 zerstört wurde. Ignaz Döllinger, ein Zeitgenosse Diepenbrocks, nannte den Verstorbenen einen „deutschen Ritter ohne Furcht und Tadel“. Im Jahre 1998 wurde aus Anlaß des zweihundertsten Geburtstages von Melchior v. Diepenbrock durch Kardinal Henryk Gulbinowicz ein neuer Gedenkstein im Breslauer Dom enthüllt, der die gleiche lateinische Inschrift wie die verlorene Grabplatte trägt: „Hier ruht der Kardinalpriester der Heiligen Römischen Kirche, Melchior Freiherr von Diepenbrock, Fürstbischof von Breslau, geboren am 6. Januar 1798, verstorben am 20. Januar 1853. Das ewige Licht leuchte ihm!“ Nach Diepenbrock folgten noch vier deutsche Bischöfe im Breslauer Oberhirtenamt.

Sechs Schwestern Melchiors heirateten Industrielle und Juristen. Marianne heiratete 1809 in Erbach Johann v. Bostel, den späteren Landgerichts-Direktor in Bocholt. Die Diepenbrock-Familien leben in Nachkommen weiter fort. Apollonia blieb in Regensburg und widmete sich der Pflege von Kranken und Bedürftigen in dem von ihr mit finanzieller Hilfe Melchiors erworbenen Haus, in dem auch Vater Anton (gest. 1837) seine letzten Lebensjahre verbrachte. Mutter Franziska war bereits 1823 in Bocholt verstorben. Apollonia gilt als eine der größten Wohltäterinnen des 19. Jahrhunderts. So ist erklärlich, dass sowohl Ihr Grab als auch das ihres Vaters in Regensburg bis heute gepflegt werden. Der ältere Bruder Melchior, Ferdinand, 1791 am vierten Hochzeitstag der Eltern geboren (gest. 1877 in Oestrich), wurde Kaufmann und heiratete Maria v. Raesfeld, eine Freundin Apollonias. Die beiden fühlten sich in Westfalen und am Niederrhein, diesem "Nebelland", nicht wohl und zogen in die Heimat der Mutter nach Erbach, später nach Oestrich. Hier betrieb Ferdinand einen Weinhandel. Brentano beschreibt ihn als einen heiteren Mann von bezaubernder Liebenswürdigkeit. Ferdinand Diepen-

brock war es, der 1853 zusammen mit C. Denzin die Gedenktafel an Blüchers Rheinübergang in Kaub errichten ließ. Der Jüngste der Diepenbrockschen Geschwisterschar war Conrad Joseph, ein unruhiger Geist, der seinem geistlichen Bruder viele Sorgen bereitete. Zunächst Offizier, u.a. in Diensten des griechischen Königs, dann im österreichischen Heer, beginnt er zu schreiben. Das Jahr 1848 fand ihn unter den Demokraten, er führte im badischen Feldzug ein Regiment von Freiheitskämpfern. Nur knapp entging er dem Schicksal der mit ihm in Rastatt eingeschlossenen Kameraden, die erschossen wurden. Er floh ins Ausland. Es folgte ein Wanderleben ohne Erfolge, weder literarischer noch finanzieller Art. 1884 starb Conrad Joseph in einem Altersheim in Limburg an der Lahn.

*Diese Arbeit widme ich dem Gedenken an den allzu früh verstorbenen Heimatforscher Heinz Basting, dem ich wertvolle Anregungen verdanke. Dem Bocholter Stadtarchivar, Herrn Dr. Hans D. Oppel, danke ich für wichtige Hinweise und für die Genehmigung zum Abdruck von Bildmaterial.*

### **Benutzte Literatur:**

- Elisabeth Bröker (Hrsg.): Melchior Kardinal von Diepenbrock, Gedenkschrift, Bocholt 1953;
- Melchior Diepenbrock: Geistlicher Blumenstrauß, Hamm (ca. 1900);
- Bernhard Gajek: Romantiker in Regensburg, München 1994;
- Klaus Günzel: Die deutschen Romantiker, Ein Personenlexikon, Düsseldorf und Zürich 1995;
- Ricarda Huch: Die Romantik, Tübingen 1951;
- Ingrid Kirchhoff: Die Sammlung Diepenbrock, Findbuch, Bocholt 1993;
- Werner Kratz: Erbach im Rheingau, 2. Aufl., Erbach 1970;
- Hans D. Oppel (Hrsg.): 200. Geburtstag Melchior v. Diepenbrocks, Unser Bocholt (Heft 1, 1998)

## Sandsteinquader - einstmals Ruhesteine in der Gemarkung der Stadt Oestrich-Winkel

**W**er mit offenen Augen durch die Gemarkung der Stadt Oestrich-Winkel geht, der findet an den Ortsrändern, an den Grenzen zwischen Häusern und Weinbergen, von Mittelheim und vor allem von Winkel alte große Sandsteine, die Bänke mit eindrucksvollen Abmessungen bilden. So ist am Originalplatz in der Johannisbergerstraße noch ein Stein zu sehen, der 1,16 m über dem Boden mißt (Abb. 1). Er ist 1,85 m lang, 31 cm hoch und 50 cm breit und wird von zwei Sandsteinsäulen mit den Maßen 36x36 cm getragen.



Abb. 1: Ruhestein an der Johannisberger Straße

Ein zweiter Stein befindet sich in der Vollradser Allee, an der Kreuzung mit der ‚Zwerchallee‘, der wahrscheinlich auch noch am Originalplatz steht (Abb. 2). Durch die Anhebung der Straßendecke ragt dieser Stein allerdings nur noch 84 cm aus dem Boden heraus. Die obere Platte ist 217 cm lang, 27 cm breit und 30 cm hoch und wird ebenfalls von zwei Säulen mit den Maßen 24x24 cm getragen. Ganz in der Nähe befindet sich an dem ‚gebrannte Helljehäusje‘ ein weiterer Stein (Abb.

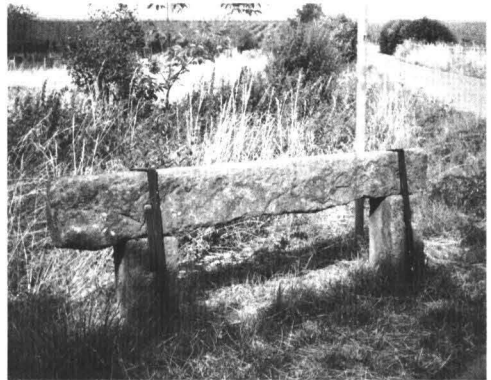


Abb. 2: Ruhestein an der Vollradser Allee

3), der aber offensichtlich nicht mehr den alten Originalzustand besitzt. Er ist 115 cm hoch, die Platte mißt 171 cm in der Länge, 40 cm in der Breite und ist 20 cm hoch. Die Säulen haben eine Stärke von 56 x 28 cm. Dies trifft wahrscheinlich auch für den Stein in der Mittelheimer Gemarkung (Abb. 4) am Wasserwerk zu, der 120 cm hoch ist. Hier ist die Platte 202 cm lang bei einer Stärke von



Abb. 3: Ruhestein am ‚gebrannte Helljehäusje‘



Abb. 4: Ruhestein in der Mittelheimer Gemarkung

24 x 24 cm. Die Säulen messen ebenfalls 24 x 24 cm. Alle Steine haben keine Inschriften oder Markierungen.

Die älteren Bewohner können sich meist noch gut daran erinnern, das es sich bei diesen Steinen um 'Ruhesteine' handelt, die in der Gemarkung von Oestrich-Winkel noch in größerer Zahl vorhanden sind. Leider sind sie in den vielen anderen Gemeinden, so gibt es in Geisenheim nur einen solchen Stein, durch den Straßenbau, den Einsatz der Traktoren zur Bewirtschaftung der Weinberge und nicht zuletzt durch Umlegungen in Zuge der Flurbereinigung, im Lauf der Zeit verloren gegangen. Gelegentlich haben sie sich auch in Flur- und Straßennamen, z. B. in Geisenheim 'Lehnstraße', erhalten. (Der eine Stein in Geisenheim, die 'Ruhe', stand bis 1992 im Spitzenlehen am Holzweg. Dort mußte er allerdings weichen, weil er die Bewirtschaftung behinderte. Diese Steinbank steht heute in der Lage Mönchspfad an der Schutzhütte [1]. Allerdings wurden die beiden tragenden Säulen nicht tief genug in die Erde eingegraben, so dass diese Ruhe heute wohl schwerlich zum Abstellen von Traglasten genutzt werden könnte).

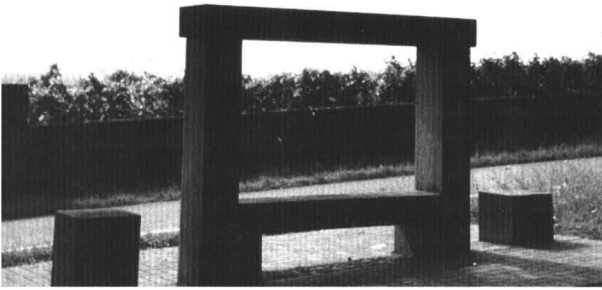
Wenn bei diesen Steinen, die hauptsächlich an wichtigen Straßenkreuzungen standen, noch ein Wegweiser mit Hinweisarmen stand, einer 'Arm- oder Armensäule', sprach man im Volksmund von einer 'Armruhe'. Auch dieses Wort ist z.B. in Biebrich in der 'Armenruhstraße' erhalten. Diese Ruhebänke konnten verschiedene Formen haben. So kennt man heute hauptsächlich noch die beschriebene einfache Form in verschiedenen Höhen. Es



Abb. 5: Ruhestein im Elsaß

gab aber darüber hinaus einfach oder doppelt gestufte Ruhesteine mit unterschiedlichen Höhen, wobei diese auch in einem Winkel angeordnet sein konnten [2]. Solche doppelten Ruhesteine (Abb. 5) sind noch in den Weinbergen des Elsaß zu finden. Andere Steingebilde z.B. am Kaiserstuhl und im Elsaß sehen ähnlich wie die Ruhesteine aus. Neben der einen, in Sitzhöhe angebrachte Steinbank, befindet sich darüber eine zweite mannhoch - oder auch frauhoch - auf den Sandsteinsäulen. Meist kann man noch rechts und links zwei Sandstein-Quader in Sitzhöhe erkennen (Abb. 6). Hier handelt es sich aber vermutlich um die Reste sogenannter Stauffallen, mit deren Hilfen das kostbare Wasser in die Weinberge und Felder geleitet werden konnte). Andere Ruhesteine wurden oft als reine Sitzbänke geschaffen, wie es aus einer Chronik von 1750 hervorgeht: 'Auf den nechstkommenden Donnerstag 4 junge Aichen- oder Lindenbaume um diesen Grenzstein zu pflanzen und in solche Gegend einen Ruhestein für die Vorber Reißenden zu setzen'. Die Ruhesteine in Oestrich-Winkel sind aber so hoch, dass man nur schlecht auf ihnen sitzen kann. Sie haben hier den Zweck, die schweren Lasten in Butten oder Legel, Kietzen oder Kiepen und in den Rucksäcken darauf abzustellen, sich anzulehnen und auszuruhen. Dabei brauchte man nicht die schwere Last vollständig auf dem Boden abzulegen um sie nachher wieder mit großer Kraftaufwendung auf die Schultern zu schnallen. (Die beiden offenbar nachträglich aufgestellten Ruhesteine in Mittelheim und an der Wegkapelle in Winkel sind dafür fast schon zu hoch und das Abstellen der Lasten darauf schon

Abb. 6: Kein Ruhestein, sondern Reste einer Stauffalle am Kaiserstuhl



schwieriger). Denn in früheren Zeiten waren Fuhrwerke rar und die meisten Lasten wurden mit reiner Menschenkraft bewegt. Vielfach wurden die Trauben, wie es der Autor noch in den 60-iger Jahren in Assmannshausen erlebt hat, von den Weinbergen in die Kelterhallen im Ort getragen. Auch der Dünger in Form von Mist musste oft genug aus den heimischen Stallungen in die Weinberge getragen werden – ebenso die abgeschwemmte Erde oder der Schieferboden. Feierabend-Winzer trugen auch das Spritzgerät mit der Spritzbrühe auf dem Buckel von zu Hause aus in die Weinberge. Dann waren diese Ruhesteine willkommene Hilfen.

Auch in anderen, landwirtschaftlich geprägten Gebieten gab es solche 'Ruh'en', wie z.B. in der Pfalz. Dort wurden diese Steine auch 'Napoleons Ruh' genannt, weil sie einer Legende nach 1811 auf Anordnung des Kaisers Napoleon anlässlich der Geburt seines Sohnes Jérôme, des späteren Königs von Rom, errichtet wurden [3]. Diese Bänke, sie wurden nachweislich schon vor und auch nach Napoleon aufgestellt, waren ebenfalls sehr hoch und zum Absetzen von Rückenlasten nicht geeignet. Eher schon für Lasten, die auf dem Kopf getragen wurden. Diese Form des Transportes von Obst, Gemüse, Holz, Verpflegung für die Männer in den Weinbergen, Futter u.ä. wurde auch in früheren Tagen, vor allem von den Frauen, in unseren Gegenden praktiziert. In der Vorderpfalz sind alle alten Ruhesteine verschwunden. Um die Erinnerung an diese Bänke wach zu halten, wurde vor einigen Jahren in Wachenheim wieder eine rekonstruierte 'Napoleonsbank' aufgestellt.

Natürlich waren diese Ruhebänke auch der Ort für das Frühstück oder für sonstiges leibliches Wohl. Sicher auch der Treffpunkt, um Neuigkeiten auszutauschen oder ein Schwätzchen zu halten, denn diese Steine standen ja an wichtigen Kreuzungen und Wegen mit dem entsprechenden 'Publikumsverkehr'. Für die Buben (die Mädchen hatten vor der Renn-Strecke einen Heidenrespekt – oder waren sie einfach nur vorsichtiger?) in Winkel war der Ruhestein in der Johannesbergerstraße (er steht heute etwas abseits an der ursprünglichen Straße und ist ziemlich eingehüllt von Gestrüpp und Sträuchern) der ideale Treffpunkt und auch meist der Endpunkt für die in den 50-iger Jahren noch möglichen Rollschuh-, Roller- oder Schlittenfahrten die 'Johannesberger Huhl' hinunter. Denn nur bis dahin hatte die Straße, ausgehend vom 'Adlerhaus' am Ortsrand von Johannesberg, das notwendige Gefälle für die heiße Schussfahrt. Am Ruhestein konnten dann auch die meist weniger ernsthaften Blessuren bei Stürzen an den Knien und Händen begutachtet und sich auf das entsprechende Donnerwetter wegen zerrissener Hosen bzw. auf das Brennen der Jodtinktur eingestellt werden.

Bleibt zu hoffen, dass die noch stehenden Ruhesteine noch lange der Nachwelt erhalten werden können und ihre ursprüngliche, sehr wichtige Bedeutung nicht in der Erinnerungslosigkeit der Geschichte verschwindet. Denn standen sie früher mitten im Feld, so sind sie heute trotz ihrer tonnenschweren Masse scheinbar an den nördlichen Ortsrand gerückt, weil die Stadt sich immer weiter ausdehnt.

[1] Claus, P.: in Beiträge zur Weinkultur 2002, Oestrich-Winkel 2002

[2] Nonella, H.: Persönliche Mitteilung an den Autor

[3] Oberste-Lehn, G.: in Pfälzer Weinsteine, Wachenheim 2001

# Auf alten Pilgerpfaden nach Nothgottes und nach Marienthal

Treffpunkt: Parkplatz am Neuen Friedhof der Stadt Geisenheim an der Straße  
Geisenheim - Presberg.

Kartenblätter: 1:25.000, Blatt Bingen - Nr. 6013, Blatt Presberg - Nr. 5913  
H - 40-42; B - 23-25.

Entfernung ca. 6 km, Wegdauer mit Besichtigungen ca. 2 1/2 - 3 Stunden.

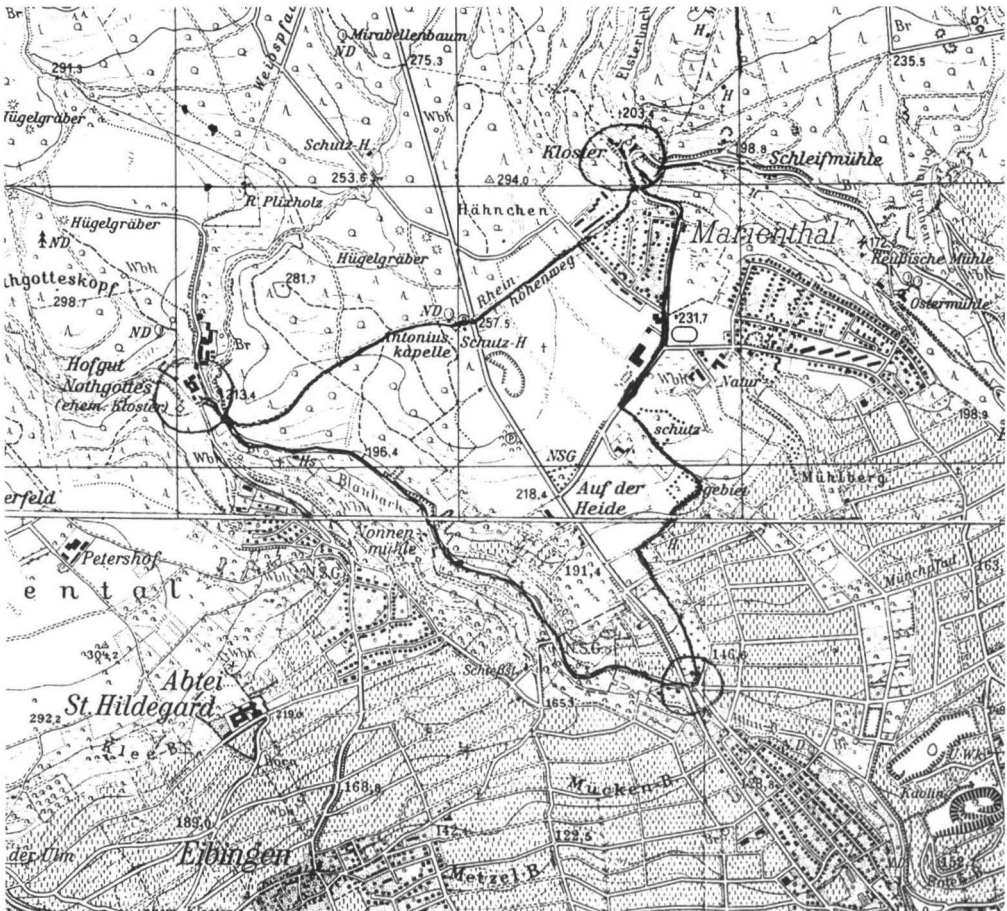


Abb. 1. Kartenskizze, Ausschnitt aus: Topografische Karte 1:25000, Nr. 5913 Presberg.

Am Treffpunkt bietet sich zunächst die Besichtigung des neu errichteten „LAPIDARIUMS“ der Stadt Geisenheim an der Rückfront der Trauerhalle an. Es handelt sich um eine Sammlung von über 20 historischen Gemarkungs-, Zehnt- und Gütergrenzsteinen aus der Zeit zwischen dem 14. und 19. Jahrhundert. Einmalig ist die Dokumentation der Entwicklung der Gemarkungsgrenzsteine der Stadt Geisenheim mit zwei Türmen und dem Mainzer Rad. Auf 1480 geht ein großer Zehntstein des Mainzer Domkapitels mit St. Martin, wie er den Mantel teilt, zurück. Ein Güterstein der ehemaligen Benediktiner-Abtei Johannisberg wurde um das Jahr 1530 gesetzt. Der älteste Güterstein der Grafen von Ingelheim trägt die Jahreszahl 1682. Einige Grabplatten aus dem 17. und 18. Jahrhundert runden das Bild ab.

Am Bildstock „FEGEFEUER“, der 1720 am Pilgerweg nach Nothgottes errichtet wurde, lesen wir auf der Schriftplatte: „Gehst du nach Nothgottes zu denk der Seel o hat kein Ruh, du aber kannst.....“, wollen wir unsere Wanderung begin-

nen. Der Weg mit einer wassergebundenen Decke ist weitgehend für Autos gesperrt. Er steigt langsam von 146 m am Ausgangspunkt auf 213 m auf Nothgottes an. An die Weinberge schließt sich rechts ein Gehölz, das unter Naturschutz steht, an. Wir gehen an einem großen Wegkreuz vorüber, das 1810 von Rosina Haegin gestiftet wurde. Auf dem weiteren Weg, im Bereich der aufgelassenen Weinberge begegnen wir einem alten Bildstock aus dem 18. Jahrhundert, der aus Quarzitbruch aufgemauert wurde. Bis 1938 stand in der Nische eine holzgeschnitzte St. Walpurgis. Sie kam zur Sicherung in das Weinmuseum Brömserburg nach Rüdesheim. Heute schmückt ein St. Walpurgarelief in Sandstein den Bildstock. Rechts und links des Bildstocks wurden von Bernhard Schüßler zwei historische Grenzsteine aufgestellt; links ein Güterstein des Stiftes Rupertsberg-Eibingen, rechts ein Güterstein der Mainzer Dompräsenz. Sobald uns der Wald wieder aufnimmt, liegt links des Blaubachs die stillgelegte Nonnenmühle. Große Wiesen tragen nun zum Liebreiz der Land-



Abb. 2. Lapidarium der Stadt Geisenheim an der Trauer-Kapelle des neuen Friedhofs.



Abb. 3. Bildstock „Fegefeuer von 1720“ am Pilgerweg nach Nothgottes auf dem Vorplatz des neuen Friedhofs.

schaft bei. Nicht weit vom Reich eines Imkers befindet sich links vom Blaubach ein Jugendzeltplatz, der vom Naturpark Rheingau-Taunus verwaltet wird. Vorbei an zwei Fischteichen, die im Notfall auch zu Feuerlöschteichen werden können, erreichen wir zwischen zwei Bächen auf einer Waldlichtung das idyllisch gelegene Kloster Nothgottes, das auf das Jahr 1620 zurück geht (Jahreszahl über dem Torbogen). Es ist im Besitz des Bistums Limburg und dient als Bildungsstätte für Erwachsene und Familien.

**Zeittafel:**

- 13. u. 14. Jh. Kleine Kreuzkapelle mit Wallfahrten zum Heiland am Ölberg.
- 1390 Bau der Wallfahrtskirche durch Ritter Brömser VIII. von Rüdeshheim. Über 200 Jahre Betreuung der Wallfahrtsstätte durch einen Küster.
- 1620-1803/14 Im Besitz des Kapuzinerordens, der auch für Aushilfen im Rheingau gern gesehen war.
- 1621 Bau des Klosters.
- 1716 Erweiterung der Kirche durch zwei Kapellen.
- 1774 16 Patres betreuen die blühende Wallfahrt.
- 1803-1814 Säkularisation. Gnadenbild wird 1813 nach Rüdeshheim überführt.
- 1815-1903 Im Besitz von Baron v. Zwierlein, der Nothgottes als Landw. Gut nutzt.

- 1903 Nach Konkurs Ankauf durch Frau E. Frohn, die Nothgottes restaurieren läßt. 1907 heiratet E. Frohn Anton Rust. 1918 Tod von E. Rust.
- 1932 Es kommt zur Zwangsversteigerung. Käufer ist das Bistum Limburg.
- 1939-1945 Enteignung durch die NSDAP mit unterschiedlicher Nutzung.
- 1945-1970 Altersheim und Müttergenesungsheim.
- 1970- 1979 Generalsanierung durch das Bistum.
- ab 1979 Bildungsstätte des Bistums für Erwachsene und Familien.
- 1990 600-Jahr-Feier. Limburg stiftet neuen Brunnen im Klosterhof.

**Rundgang:**

Beginn: Kreuzgang mit Brunnen und ehem. Bienenheilige.  
 Kirche: links vorn im Chor ein Abguß des Gnadenbildes, heute in Gold gefaßt. Hildegardiskapelle mit Kunstverglasung von Josef Jost (1979), rechts: Rabanuskapelle mit Altar und Gemälde des letzten Abendmahles von 1773, barocke Muttergottes, 2. Viertel 18. Jh. Antependium: Mannawunder, 2. Hälfte 17. Jh. Westportal (innen) mit Tympanon: Heimsuchung Mariens, (außen) Christus am Ölberg (1410). Wandschmuck oben: Sechs Bilder der Stifterlegende von 1630, gefertigt 1910 von einem Düsseldorfer Maler.

1. Ritter Brömser nimmt Abschied;
  2. Er gerät in mohamedanische Gefangenschaft;
  3. Er gelobt den Bau einer Kirche;
  4. Auf der Flucht tötet er einen Drachen;
  5. Auffindung des Gnadenbildes durch einen Ochsen im Wald;
  6. Grundsteinlegung der Kirche.
- Umfeld: Gräber der Wohltäter Frau E. Rust und Anton Rust, Gartenhaus mit ehemaligem Bienenstand. Hofgut Nothgottes, erbaut in den Jahren 1905-1918.

Nach dem Rundgang verlassen wir Nothgottes im ruhigen Waldwinkel und wählen den Waldweg nach



Abb. 4. Kloster Nothgottes, Bildungsstätte des Bistums Limburg.



Abb. 5. Die Traubenträger auf dem Jubiläumsbrunnen von 1990, 600 Jahre Nothgottes.

dem Wallfahrtskloster Marienthal, der bis zur Wegkapelle von St. Antonius langsam ansteigt. Linker Hand begegnen wir noch einem Wegkreuz von 1977, das an Stelle eines Bildstocks mit der Dreifaltigkeit von 1720 steht, der im letzten Krieg zerstört wurde. Die Antoniuskapelle wurde 1744 vom Konvent der Kapuziner vom Wallfahrtskloster Nothgottes errichtet. Sie war und ist noch heute bei der Bevölkerung sehr geschätzt und beliebt, was die vielen Kerzen und Blumen sowie Votivtafeln immer wieder belegen. Wir kreuzen nun die Straße Geisenheim - Presberg und benutzen einen Wirtschaftsweg, der uns am Wald entlang zum Neubauviertel von Marienthal führt. An der Straßenmarkierung „Sonnenrech“ noch einmal einen Wechsel über die Straße und dann geradeaus in Richtung des Marienthaler Waldes, durch den wir hinabsteigen. Noch ca. 100 m auf der Marienthaler Straße, und wir erreichen den Wallfahrtsbezirk des Klosters Marienthal, das seit 1888 von den Franziskanern der Thüringischen Provinz verwaltet und betreut wird.

#### Zeittafel:

- 1309 Gebetserhörungen sollen in diesem Jahr die Wallfahrt zur Schmerzhaften Mutter ausgelöst haben.
- 1326 Bau der Wallfahrtskirche.
- 1336 Weihe durch Erzbischof Balduin von Trier.
- 1466-1550 Betreuung der Wallfahrtskirche durch die Gemeinschaft der Kugelherren, die auch eine eigene Druckwerkstätte unterhielten (Marienthaler Drucke).
- 1566-1587 Verantwortlich waren die Augustiner Chorherren von Pfaffen-Schwabenheim. Danach wechselnde Betreuung.
- 1612-1773 Wurde Marienthal vom Jesuitenkolleg in Mainz versorgt, die Marienthal als Schenkung mit allen Liegenschaften erhalten hatten.
- 1773 Nach Auflösung des Jesuitenordens Verkauf durch Kur-Mainz an den Grafen von Ostein. Vom Erzbischof wurde der Abbruch der Kirche verfügt.



Abb. 6. Die Wallfahrtskirche Marienthal von 1326/36.

- 1794-1845 Im Besitz von Chr. Petry und Forstmeister Gilsa.
- 1845-1857/58 Ankauf durch Clemens Lothar Fürst von Metternich. Bischof Peter Josef Blum, Limburg, veranlaßt die Wiedererrichtung der Wallfahrtskirche und sorgt für die Wiederaufnahme der Wallfahrten.
- 1888 Nach schwierigen Jahren des Kulturkampfes, während Weltgeistliche die Wallfahrt betreuten, übernahmen die Franziskaner von der Thüringischen Ordensprovinz das Wallfahrtskloster.
- 1951 Anbau der Beichtkapelle. Umbau der ehemaligen Wirtschaftsgebäude zur Pilgerstätte.
- 1974/75 Die Liturgiereform führte zur Neugestaltung des Chorraumes. Dabei erhielt das Gnadenbild einen neuen Standort in einer Stele aus Onyx.



Abb. 8. Christus am Ölberg, Bildstock von 1699 an der Marienthaler Straße.



Abb. 7. Das Gnadenbild der schmerzhaften Mutter von Marienthal, Ersterwähnung 1309. Aufn. Patricia B. Langen, Bonn.

### **Rundgang:**

Pforte: Ein alter wertvoller Christus-Corpus und eine Schutzmantel-Madonna aus dem ausgehenden Mittelalter verdienen Beachtung.

Kirche: Das Bild „Maria die Schutzherrin des Rheingaus“ wurde als Altarbild 1858 von dem Geisenheimer Maler Friedrich Simmler geschaffen. Der Bilderfries geht auf den Maler August Martin aus Kiedrich zurück (1890).

Umfeld: Die Pilgerhalle, in den 70er Jahren errichtet, schmückt eine wertvolle Kreuzigungsgruppe (Anfang 16. Jh.), die Bischof Blum 1859 aus Eltville erwerben konnte. Beliebt ist der noch von Bischof Blum angelegte Kreuzweg im Tal des Elsterbaches. Auch der Kalvarienberg mit seinen Kapellen zur Mutter Gottes wird gern besucht. Die Anlagen rund um die Kirche schmückt eine Reihe von zum Teil wertvollen Skulpturen. Im Wald oberhalb des Klosters steht ein Bildstock des Hl. Franziskus, weiter nördlich im Wald die Bischof-Ketteler-Kapelle. Vor der Pforte begegnen wir

einem St. Josefs-Bildstock. Im Südwesten vor der Kirche steht unter einem schützenden Dach eine überlebensgroße Muttergottes aus der Barockzeit. Im Osten oberhalb der Kirche hat eine neugotische Muttergottes (um 1900) ihren Platz. Nicht alles läßt sich bei einem Besuch erfassen, weitere Besuche empfehlen sich.

Wir treten den Rückweg auf dem Bürgersteig der Marienthaler Straße an. Nach einem kurzen Anstieg erreichen wir die Hochfläche. Zwei Wegkreuze grüßen zur rechten Hand. Etwas zurück hinter dem Transformatorenhaus auf der Südseite der Straße verdient ein großer Bildstock „Christus am Ölberg“ von 1699 unsere Aufmerksamkeit. Etwa 100 m weiter biegen wir im rechten Winkel nach Geisenheim ab. Es ist ein Wirtschaftsweg, an dem links und rechts zwei kleine Gehölze liegen, die unter Naturschutz stehen. Sobald wir die Weinberge erreicht haben, heißt es nach Westen abbiegen. Dem Wirtschaftsweg folgen wir nun einige 100 m vorbei an einem bewirtschafteten Gartenhaus. Kurz danach biegen wir im rechten Winkel nach Süden auf einen Asphaltweg ein, der die ganze Friedhofsanlage durchläuft und am Lapidarium, also unserem Ausgangspunkt, endet.

## Literatur

1. Claus, Paul: Beiträge zur Kultur und Geschichte der Stadt Geisenheim, Band 6, „Bildstöcke, Kapellen, Wegkreuze und Gedenksteiner“, 2000.
2. Claus, Paul: Das Wallfahrtskloster Nothgottes und die Wallfahrtsstätte Kloster Marienthal. In: Klöster und Wein im Rheingau. Beiträge zur Weinkultur, 1998.
3. Claus, Paul: Das LAPIDARIUM der Stadt Geisenheim - Eine Sammlung historischer Grenzsteine. In: Jahrbuch 2002 des Rheingau-Taunus-Kreises, S. 101-104.
4. Struck, Wolf-Heino: Geschichte der Stadt Geisenheim. Verlag W. Kramer, Frankfurt, 1972.
5. Triller, Anneliese: Nothgottes im Rheingau. In: Festschrift anlässlich der 600-Jahrfeier 1990. Herausgegeben vom Bischöflichen Ordinariat Limburg.
6. Will-Kihm, Elisabeth: Beiträge zur Kultur und Geschichte der Stadt Geisenheim, Band 7, „Philipp Hoffmann - Baumeister seiner Heimatstadt Geisenheim“, 2000.

# Kunst und Kultur im Rheingau



Wir fördern sie in  
ihrer ganzen Vielfalt  
– auch im Rheingau Sommer 2002  
sind wir Partner der Burghofspiele.

**Volksbank**  **Eltville eG**

*Ihr starker und verlässlicher Partner im Rheingau seit nahezu 140 Jahren.*

65335 Eltville im Rheingau · Postfach 1555 · Telefon 06123/907171 · Fax 06123/907172

Absender:

Druckerei Dierks, Inh. Thomas Kipry  
65232 Taunusstein

PVSt, Deutsche Post AG,  
Entgelt gezahlt, D20825



**ERBSLÖH**  
*Geisenheim*  
*Getränketechnologie*

## **Der Wegbereiter zum perfekten Trinkgenuss**

Erbslöh ist der zuverlässige Partner der Hersteller von Wein, Sekt, Fruchtsaft, Bier und Spirituosen.

Schritt für Schritt begleiten wir unsere Partner bei der Verarbeitung der natürlichen Rohstoffe – mit gutem Rat, Service und immer neuen Genuss-Ideen.

Denn wir haben nur ein Ziel: dabei mitzuhelfen, dass die Produkte unserer Partner bei Ihnen zum unvergesslichen Genuss-Erlebnis werden.